

Wohnungswesen

Wochenblatt für das werktätige Volk ★ Mit der Beilage „Die Quelle“

Bezugsbedingungen: Für Deutschösterreich monatlich S 1.—, vierteljährlich S 3.—, Einzelnummer 25 Groschen
Es wird gebeten, das Abonnement im Voraus zu bezahlen
Telephon: St. Pölten Nr. 76 • Postcheckkonto 175.831

Umstetten-Waidhofen
15. Dezember 1928.

Redaktion und Verwaltung: St. Pölten, Heßstr. 6
Unrankierte Briefe können nicht angenommen werden
Anonyme Zuschriften können nicht berücksichtigt werden
Telephon: St. Pölten Nr. 76 • Postcheckkonto 175.831

Hausherrenrente oder Wohnungsbau?

Die Gemeinden und der Regierungsentwurf.

Von Stadtrat Dr. Julius Fischer.

Dadurch, daß Bundeskanzler und Finanzminister in der Sitzung des Wohnungsausschusses am 30. November die Richtlinien der Bundesregierung über Wohnbauförderung von staatswegen mitgeteilt haben, ist in der Behandlung des gesamten Wohnungsproblems in Oesterreich ein Fortschritt erzielt worden, es ist nunmehr grundsätzlich anerkannt, daß Wohnbauförderung eine staatliche Pflicht ist.

Das gegenwärtig bekanntgemachte Programm läßt Erkenntnis und wirklichen Ernst allerdings noch vermissen! Man hat vor allem jene durchgreifende Anzulänglichlichkeit an, die sich immer ergibt, wenn in einer großen Angelegenheit eine Aktion unternommen wird, nicht um der Sache selbst willen, sondern, wenn um anderer, dem Gegenstande fremder oder feindlicher Zwecke willen einer sich genötigt sieht, Konzessionen zu machen.

Nun ist es von vorneherein aus der ganzen historischen Entwicklung der Dinge offenbar, daß sich die Bundesregierung jetzt mit dem Wohnbauproblem überhaupt nur befaßt, um sich nach ihrer Meinung einen Verplan für die Erhöhung der Hausherrenrente zu schaffen, die bislang ja den einzigen Inhalt der im Parlament eingebrachten Mietengeschnovelle bildet.

Die Wohnungsnot der Massen, diese aus tausend Einzelfällen sich zusammensetzende Summe von gesundheitlichen, sittlichen, wirtschaftlichen Gefahren von Unbehagen, Leiden und Verderben hat den Finanzminister sicherlich bisher innerlich kalt gelassen und läßt ihn auch gegenwärtig kalt.

Wäre dem nicht so, dann hätte die Regierung mit wirklicher Wärme und Latkraft das Wohnbauproblem in den Vordergrund der gesamten Wohnungsfragen gestellt; dann hätte sie sich von Bundeswegen nicht derart karg gezeigt, wie es der Fall ist, da doch über...
keine Bundesgelder nach dem Regierungsentwurf zur Verfügung

gestellt werden sollen, dann hätte sie aber vor allem, um der Wichtigkeit des Gegenstandes, um seiner Bedeutung für das Volksleben willen, ihre Aktion darauf abgestellt, alle im Volkskörper für den Wohnungsbau jetzt schon lebendigen Kräfte heranzuziehen und zu stärken, um so eine wirklich wirksame, ins Große gehende Aktion auf breiterer Grundlage aufzubauen.

Die Regierungsaktion stellt aber das ganze Problem auf eine schmale kapitalistische Basis. Sie geht in allen Punkten aus von den Bedürfnissen des Kapitals, das im Wohnungsbau Verwertung suchen soll, anstatt von den Bedürfnissen der Bevölkerung nach neuem Wohnraum. Sie geht aus von dem Angebot, statt von der Nachfrage.

Und sie ist vor allem darauf bedacht, Tatbestände zu schaffen, welche die Erhöhung der Hausherrenrente in den Häusern

nach sich ziehen; daneben ist sie darauf bedacht, eine Schicht von neuen privaten Hausherrn zu schaffen, die mit neuen, durch Staatsubventionen erzeugten Vermögen die Reihe der vorhandenen Kapitalisten vermehren und allenfalls auch neue Steuerobjekte liefern sollen.

Das Finanzierungsprogramm Wienböckes rechnet, wie den Lesern der „Volkswoche“ aus dem Leitartikel vom 6. d. M. bekannt ist, mit der Annahme, daß für denjenigen Teil der Verzinsung und Amortisierung des Baukapitals, welcher nicht vom Bunde herbeigeschafft werden soll, das ist für die ersten 40 Prozent des Baukapitals, etwa ein

6—8000 facher Friedenszins,

gebraucht würde. Dies ist, nebenbei bemerkt, eine schon ganz fühlbare Belastung und sie erscheint den Wienern, welche in den Gemeindefinanzbüchern nur einen Bruchteil dieses Betrages bezahlen, unerträglich hoch, wie dies vom Genossen Stadtrat Weber anlässlich der Eröffnung der Sandleitenanlage ausdrücklich hervorgehoben wurde.

In der Provinz liegen die Dinge da aber wesentlich anders. Viele Städte und Industrieorte müßten die von ihnen geschaffenen Gemeindefinanzbüchern, wenn auch nicht gerade durchschnittlich zum 8000 fachen, so doch zum 5-, 6-, 7000 fachen Friedenszins und in mehrfachen Fällen sogar noch zu höheren Zinsen vermieten. Noch weit teurer sind naturgemäß die Wohnungen in neugebauten Privathäusern, ja auch in aus Gemeindefinanzmitteln unterstützten Siedlungshäusern, welche schon in ziemlich großer Anzahl vorhanden sind. Es darf aber ebensowenig übersehen werden, daß diese Wohnungen gerade vielfach für den ärmsten Teil der Arbeiter und Angestellten unerschwinglich sind.

Man sollte daher meinen, daß eine Regierungsaktion, die die Förderung des Wohnbaues von Staats wegen im Volksinteresse angeht, darauf bedacht wäre, diesen Gemeinden und diesen Siedlern die Möglichkeit an die Hand zu geben, daß sie neu zu erbauende Wohnungen billiger vermieten und in größerer Anzahl herstellen können, mit einem Worte: den Bedürfnissen der Wohnbevölkerung dienen können.

Die Bundesregierung aber, die weit mehr darauf bedacht ist, den Wohnbau der Gemeinden zu verhindern und den Siedlergenossenschaften wenigstens eine einschränkende Konkurrenz an die Seite zu setzen, sieht in dem „Aufsteigen der Arbeiterschaft zu höheren Wohnbedürfnissen“ kühl rechnend eine Tatsache, „die schwer ins Gewicht fällt“, nämlich zur Herstellung eines Marktes für teure Wohnungen, die die neu zu züchtenden Kapitalisten neu zu errichten haben werden. Es leidet der Finanzminister aus der von ihm nunmehr zur Kenntnis genommenen höheren Wohnkultur der Arbeiterschaft ab, daß es den Privatunter-

nehmern, die die Häuser bauen sollen, gelingen wird, die genügende Anzahl von Mietern für ihre Wohnungen zu finden; wie er dem überhaupt nur an das Vermieten, ja nicht an das Wohnen denkt und folgerichtig nicht in den Kreis der Erörterungen zieht, ob und inwieweit die Bewohner von Genossenschaftshäusern und von Eigenheimen die zur Verzinsung der ersten Hypothek und wie sie späterhin die zur Rückzahlung des Staatszuschusses nötigen Mittel aufbringen werden und ebenso folgerichtig zieht er schon gar nicht in Erörterung, inwieweit die Finanzlage der Städte und Gemeinden gestatten wird, sich an der Bauaktion zu beteiligen.

Denn offenbar will die Bundesregierung aus purer Opposition gegen die verhasste gemeindliche Wohnbautätigkeit

die Gemeinden von der Beteiligung an dieser Aktion als Bauwerber ganz ausschalten

und dies ist natürlich schon ein Punkt, der die Sache in dieser Form für uns ganz undiskutabel machen würde.

Daß dergleichen Absicht besteht, ist zwar in der dunklen Wendung des Finanzministers über den „Kreis der physischen und juristischen Personen, denen die Bundeshilfe zugewendet werden soll“, nicht klar ausgedrückt. Es ergibt sich aber klar aus dem Abschlusse über die Beteiligung der Gemeinden an der Aktion: Diese stellt sich der Finanzminister nun so vor, daß die Gemeinden nur Baugelände bestellen sollen, „denn der Bauführer muß ja über den Baugrund verfügen“.

An sich ist es ein absolut zutreffender Standpunkt, daß die Gemeinden Baugelände bereitstellen sollen; ja es ist dies ein Hauptziel kommunaler Bodenpolitik.

Nur setzt die Bestimmung von Baugelände durch die Städte selbstverständlich voraus, daß die Städte über genügenden Grundbesitz für diesen Zweck verfügen. Sie müssen also die wirtschaftlichen und rechtlichen Handhaben besitzen, ihren Bodenbesitz auszugestalten und für die abgegebenen Flächen sich Ersatz zu schaffen. Doch in Oesterreich

verweigerte Mehrheit und Regierung den Gemeinden bisher jedes Enteignungsrecht, sei es für Arrondierungs-, sei es für Siedlungs-, sei es für Stadtregulierungszwecke; die bürgerliche Öffentlichkeit wird von der extrem kapitalistisch eingestellten Regierung dahin informiert, jedes Streben der Gemeinden nach Erweiterung ihres Bodenbesitzes als „Bolschewismus“ zu bekämpfen.

Der Vorschlag der Regierung geht also unter den gegebenen Verhältnissen tatsächlich darauf hinaus, daß die Gemeinden ihren Bodenbesitz an die Spekulanten billig weggeben sollen, ohne sich ... ersatz schaffen zu können. Dadurch soll die erwünschte Nebenwirkung erzielt werden, daß die Städte entmachteter und in ihrer Aufbauarbeit geschädigt werden.

Daß dies wirklich so und nicht eine pessimistische Ausbeutung ist, ergibt sich zur Gewißheit daraus, daß das Finanzministerium seit Jahren bemüht ist, selbst die schon im alten Oesterreich von durchaus bürgerlich gestimmten Bodenreformern geschaffene Einrichtung des Baurechtes zu entwerten, indem sie die Kreditinstitute dahin zu beeinflussen gesucht hat, diese Baurechte nicht zu belehnen.

Gerade in der Frage des Baugeländes tritt auch die Knauferei der Bundesverwaltung wieder zu Tage;

Es ist durchaus unklar, daß der Bund „sich an der Bereitstellung von Baugelände umsonst beteiligen kann, als ihm selbst solches Gelände in nennenswertem Maße nicht zur Verfügung steht“. Wahr ist, daß dem Bund, vielleicht nicht allenthalben, aber in sehr vielen Orten Baugelände in reichstem Maße zur Verfügung steht;

nichts hindert z. B. den Bund, die Religionsfondsgründe im Baurecht zur Verfügung zu stellen;

insbesondere wären auch die Religionsfondsinteressen dadurch nicht geschädigt.

Ebenso schief wie in diesem Punkte ist die Darstellung des Finanzministers noch in vielen Punkten, namentlich überall dort, wo er zu beweisen sucht, daß der Abbau der Mietzinsbeschränkungen eine in der Sache gelegene notwendige Voraussetzung für die geplante Wohnbauförderung sei. Das ist gewiß falsch. Denn ist vielleicht unter den bestehenden mieterrechtlichen Verhältnissen und Bestimmungen die Wohnbautätigkeit der Gemeinde Wien, oder der Gemeinden, die Siedlerhilfe der Städte, ist vielleicht die an sich sehr bescheidene Hilfe des Bundeswohn- und Siedlungsfondes „unwirksam“ geblieben?

Es ist ganz gewiß ebenso falsch, wenn der Finanzminister, wieder um dem geltenden Mietrecht einen Krieb zu verfechten, erklärt, „daß bisher in den Städten nicht gebaut wurde trotz Wohnungsfrage habe seinen Grund in den Befürchtungen, die daraus entspringen, daß die Gesetzgebung noch nicht den Weg zu einem normalen Recht gefunden habe“.

Vor allem ist es nicht wahr, daß in den Städten nicht gebaut wurde. Einfamilienhäuser wurden und werden gebaut, Mehrfamilienhäuser werden gebaut und in vereinzelten Fällen werden große Mietshäuser gebaut. Nur wurde und wird viel zu wenig gebaut.

Niemand hat sich von der Errichtung eines Hauses durch das Mietengesetz abschrecken lassen, sondern gebaut hat, wer das Geld dazu hatte und wer sich Mieter zu den enorm hohen Mietzinsen verschaffen konnte, wie sie die private nicht unterstützte Bautätigkeit jetzt bedingt.

Es ist auch schief und ungründlich, was über die Verhältnisse gesagt wird, die für die Bildung der ersten Hypothek maßgebend sind usw.

Sehr arg und wiederum bezeichnend für die wahren Triebfedern der Regierung ist der Ausspruch, „daß dem einzelnen Bauwütigen ein Rechtsanspruch auf die Gewährung der Bundeshilfe keineswegs zuerkannt werden kann!“ Das öffnet der Protektion natürlich Tür und Tor. Dem gegenüber müssen wir verlangen, daß

den einzelnen Gemeindegebieten ein Vorrrecht gesichert werde

auf den überwiegenden Teil des in ihnen erzielten Aufkommens an Mitteln und daß höchstens aus Restbeträgen innerhalb der einzelnen Bundesländer oder des ganzen Bundesgebietes ein Ausgleichsfonds geschaffen werde, aus welchem besonders notleidende Fälle zu unterstützen sind. Innerhalb der Anteilberechtigung der einzelnen Gemeinden wäre dem Bauvorhaben der Gemeinden selbst und darnach den dort bestehenden gemeinnützigen Bauvereinigungen unbedingt ein genau umgrenztes Vor-

zugrecht zu gewähren. Gegen Trägheit oder Mißbrauch aber wäre dadurch eine Sicherung zu schaffen, daß Anteile, welche nicht rechtzeitig angesprochen und dem Wohnungsbau auch wirklich zugeführt werden, zu Gunsten des Ausgleichsfonds verfallen.

Es ist weiters verständlich und folgt dem anderwärts gegebenen Beispiel, wenn die Bedeckung für die staatlichen Verzinsungszuschüsse vorwiegend durch eine Abgabe der Mieter, aufgebaut auf den Vorkriegsmieten, aufgebracht werden soll. Aber es ist

ganz ungerechtfertigt, daß aus allgemeinen Bundesmitteln gar nichts zugeschoffen werden soll.

Der Bund hat in den letzten Jahren für Wohnungsfürsorge überhaupt nichts hergegeben. Es wäre daher umso unbegründeter, daß er jetzt wenigstens durch eine Reihe von Jahren auf Rechnung des Verfallenen bzw. Ersparten erhebliche Beträge beizuführen hätte.

Die Belastung der Mieter ist ja, so wie geplant, keine geringe, sie macht für das erste Jahr einen 144-fachen für das zweite Jahr den 288-fachen Friedenszins aus. Sie wird daher im zweiten Jahr immerhin schon annähernd soviel betragen, als gegenwärtig das Ausmaß der Landesmietenabgabe ohne Zuschläge in den unteren Stufen ausmacht.

Nebenbei, daß die Regierung ihre Wohnbauabgabe nicht nach einem progressiven, sondern nach einem linearen Schlüssel einzubehalten beabsichtigt, gehört auch zu den kapitalistischen Schönheiten dieses Planes!

* * *

Der Bürgerblock und die Mehrheitsregierung haben sich das Ziel gesetzt, die Hausherrenrente zu erhöhen.

Sie haben zugeben müssen, daß auch nach ihrer Auffassung der Verhältnisse nur eine sehr langsame Erhöhung der Zinsbelastung möglich ist. Gegenwärtig sei der 3000-fache Friedenszins zu Gunsten der Hausherren für die Mieter gerade noch erträglich.

Wir haben auch das immer energisch bestritten. Aber wenn es schon nach bürgerlicher Ansicht so wäre: wie ist es dann zu rechtfertigen, daß die neue Belastung neben der schon vorher geplanten, auch wieder zur Gänze auf den Mieter gelegt werden soll? Da hätte man doch wenigstens die bescheidene Einsicht erwarten dürfen, daß wenn schon nicht die Angelegenheit der Hausherrenrente untergeordnet würde dem weit wichtigeren, umfassenderen Problem der Wohnbauförderung; daß man wenigstens eine entsprechend ausgedehnte Wohnbauförderung einzubauen versucht hätte in die Mietengesetzreform, d. h. praktisch gesprochen, daß man aus der geplanten Erhöhung des gesetzlichen Mietzinses auf den 3000-fachen Friedensbetrag für die Wohnbauzwecke abgezweigt hätte einen entsprechend großen Teilbetrag, der natürlich auch bedeutend höher hätte sein können und müssen als der jetzt vorgeschlagene Groschen pro Krone!

Es wäre auch im bürgerlichen Sinne nur bescheidene sozialpolitische Einsicht gewesen, dem Hausherrn zu sagen: Du kannst nicht das angestrebte 3000-fache bekommen, sondern mußt Dich mit weniger begnügen, weil wir einen Teil der Leistung des Mieters für den Wohnbauzweck brauchen. Man hat aber die Wohnbauförderung an die Hausherrenförderung, sozusagen seitwärts angeklebt als einen zwerghaften und mißgestalteten Auswuchs, der neben dem Herzogskleinod der Bürgerlichen, der neubelebten Hausherrenrente, eine kümmerliche Scheinrentenzüföhren würde.

Dies vor allem: Das ungeheure Mißverhältnis zwischen dem, was für die Hausherren, also für einen kleinen Teil der Bevölkerung, aus den Mietern geschunden werden soll, und demjenigen, was für das allgemeine Interesse aufgebracht werden soll, dieses Mißverhältnis allein zeigt, wie innerlich kalt und unbeteiligt die Regierung dem Volksnotstand im Wohnungsweisen gegenüber gestanden ist, als sie ihren Entwurf zur Welt brachte!

Kandidaten erzielte die absolute Mehrheit. Erst der dritte Wahlgang, bei dem die Sozialdemokraten leere und daher ungünstige Stimmzettel abgaben, endete mit der

Wahl Wilhelm Miklas zum Bundespräsidenten,

der 94 Stimmen erhielt. Die 26 Großdeutschen und Landbündler stimmten wieder für Schober.

Die Großdeutschen hofften, daß sie schließlich auch die christlichsozialen Stimmen für Schober gewinnen und so dessen Wahl herbeiführen werden, da Miklas ständig in der Minderheit bleiben mußte, falls die Sozialdemokraten weiter für Dr. Renner stimmten, denn in diesem Falle beträgt die absolute Mehrheit 106 Stimmen, die Miklas nicht erreichen konnte. So werden — hofften die Großdeutschen — die Christlichsozialen schließlich auch ihre Stimmen auf Schober

vereinigen und seine Wahl zum Bundespräsidenten herbeiführen und Schober ist Herrn Seipel noch tiefer als Miklas. Die Sozialdemokraten aber haben diesen schändlichen Plan durchschaut und ihn gründlich erledigt. Gewiß, sie haben dadurch die Wahl des christlichsozialen Kandidaten ermöglicht. Aber nicht minder wahr ist, daß die Sozialdemokraten keinen Augenblick gezögert haben, zwar einem christlichsozialen Parteimann, der klar

ein persönlich untadeliger Ehrenmann

ist, zur höchsten Würde in der Republik zu verhelfen, um die von den großdeutschen Buben geplante Schande zu verhindern, daß der gegenwärtige Wiener Polizeikommandant Bundespräsident wird.

Die Schoberdeutschen aber, die einen Blutpräsidenten an die Spitze unserer Republik setzen wollten, sind damit für immer gerichtet.

Das Weltbild im Wochenspiegel.

Briand gegen den Anschluß. Bei der Beratung des Außenrats in der französischen Kammer hielt Briand eine längere Rede, in der er sich sehr scharf gegen den Anschluß Österreichs an Deutschland aussprach. Diese Rede hat bei den französischen Sozialisten die heftigste Kritik gefunden. Es ist freilich wenig wahrscheinlich, daß in der bestehenden Auffassung ein Umschwung eintreten wird, solange die gegenwärtigen Machthaber in Frankreich am Ruder sind.

Aufstand in Afghanistan. Verschiedene Bergstämme in Afghanistan haben sich gegen den König Amanullah erhoben. Angeblich ist die Empörung auf die „Modernisierungsbestrebungen“ des Königs zurückzuführen. Die Hauptstadt Kabul soll vom Verkehr bereits abgeschnitten sein, sodaß sich Mangel an Lebensmitteln geltend macht.

Vom Zuge überfahren. Die sächsische Landtagsabgeordnete Frau Schilling wurde im Bahnhofe Borsdorf, in der Nähe von Dresden von einem Schnellzug überfahren und war sofort tot. Die Verunglückte war Mitglied der sozialdemokratischen Landtagsfraktion in Sachsen.

Kriegsgefahr in Südamerika. Zwischen den beiden Staaten Bolivien und Paraguay ist es wegen eines Grenzortes zu schweren Differenzen gekommen, die zu einem Arieze zu führen drohen. Die Grenztruppen beider Staaten haben sich bereits ein Feuergefecht geliefert. Die diplomatischen Beziehungen sind abgebrochen. Beide Staaten sind Mitglieder des Völkerbundes.

Der Völkerbund in Lugano. Am 10. Dezember ist der Völkerbund zu seiner 53. Ratstagung im Kurhaus von Lugano unter dem Vorsitz Briands zusammengetreten. Die Abhaltung dieser Tagung im milderen Klima von Lugano erfolgte mit Rücksicht auf die Krankheit Sirese-manns und Chamberlains. Auch auf dieser Tagung wird die Frage der Rheinlandräumung und Reparationen Gegenstand der Verhandlungen sein.

Krisenhafte Zustände in Jugoslawien Die Gegensätze zwischen Serbien und Kroatien spitzen sich zu. Die Selbstständigkeitsbestrebungen Kroatiens bedrohen den Einheitsstaat. Pribicevic, der Führer der demokratischen Bauernpartei hat in einer Rede die „Autonomisierung Serbiens“, „Kroatien“, „Slawoniens“, „Bosnien und Herzegowina“ und „Montenegro“ verlangt. Was praktisch die Auflösung des Zentralstaates bedeuten würde. Die Regierung scheint in ihrer Verlegenheit entschlossen zu sein, die inneren Schwierigkeiten durch die „Militärgewalt“ zu meistern, wodurch sich die Lage mehr und mehr verschlimmert.

Finanzkrach in New-York. In Amerika scheint sich ein „wirtschaftlicher Umschwung“ vorzubereiten. Auf den Siegesrausch nach der Wahl Hoovers, die eine „neue Prosperität“ in Amerika anzukündigen schien, sind große Aktienkäufe erfolgt und der Kurs der Aktien gestiegen. Nun kommt der „Kahenzammer“! Montag sind Dreieinviertel Millionen Aktien auf dem Markt zum Verkauf geworfen worden. Dieses Riesengebiet hat einen Kursrückgang bewirkt und Verluste verursacht, die auf 1200 Millionen Dollar geschätzt werden. Ob dieser Umstand eine allgemeine Panik hervorruft, muß noch abgewartet werden.

Eisenbahnunglück in Kolmar. Am Samstag den 8. Dezember fuhr infolge Nebels ein Güterzug beim Bahnhof Sundhofen auf eine auf. Der Zugführer wurde getötet, 27 Reisende von einer im Krankenstorb sind.

Ein neuer Vorsitzender des Zentrums Der bisherige Vorsitzende der Zentrums-partei, der frühere Reichskanzler Marx ist von seiner Stelle zurückgetreten. Die Wahl seines Nachfolgers hat sich durch mannigfache Schwierigkeiten verzögert. Schließlich ist der Prälat Kaas auf dem Reichsparteitag des Zentrums zum Parteivorstand gewählt worden.

Eine große Erfindung. Aus Amerika wird berichtet, daß im Maschinenraum der Zeitung „Rochester Times Illustration“ eine „Teletypmaschine“ vorgeführt wurde, die durch Telegraphie betrieben wird. Durch diese neue Erfindung soll es möglich sein, 500 Zeitungen in einer Zentrale ohne Inanspruchnahme von Sechern auf einmal herzustellen.

Der englische König schwer erkrankt. Der englische König ist seit 3 Wochen an einer Lungenentzündung schwer erkrankt. Sein Zustand, der vorübergehend eine Besserung zeigte, hat sich in den letzten Tagen wieder zusehends verschlimmert.

Dreizehn Menschenknochen gefunden. In einer Schlucht bei Remlis bei St. Gallen in der Schweiz hat ein Bergführer eine schauerliche Entdeckung gemacht. Aus einem Spalt ragte das Skelett einer menschlichen Hand heraus. Bei Vordringen in die kirchenschiffartige Schlucht fand er dann 13 Skelette mit Reiten von Schuhen und Kleidern bedeckt. Man vermutet, daß diese Skelette von Verunglückten stammen.

Ein Heiligenschwindel. In der Ortschaft Michalow bei Lublin in Polen ist wieder einmal ein „Heiligenschwindel“ aufgedeckt worden. Der 12-jährige Schmiedsohn Brydak galt als Wunderdoktor. Er besaß sich mit Tieren und Menschenkuren. Seinen Kräutern und dem Sandauslegen wurde Wunder-

Zur Wahl des Bundespräsidenten.

Die verächtlichste Partei: Die Schoberdeutschen.

Am Mittwoch um 3 Uhr nachmittags trat im Sitzungssaal des Nationalrates unter dem Vorsitz des Präsidenten Eidersch die Bundesversammlung zusammen, die nach der Verfassung aus dem Nationalrat und dem Bundesrat gebildet wird, um den neuen Bundespräsidenten zu wählen.

Die Funktionsperiode des bisherigen Bundespräsidenten Dr. Michael Sainisch war abgelaufen. Um ihn noch einmal wählen zu können, wäre eine Änderung der Verfassung notwendig gewesen. Diese bestimmt nämlich, daß der Bundespräsident für vier Jahre gewählt wird und eine Wiederwahl nur einmal auf weitere vier Jahre zulässig ist. Eine solche Verfassungsänderung, zu der im Nationalrat eine Zweidrittelmehrheit notwendig ist, haben aber die Christlichsozialen abgelehnt, da sie an die Stelle des über den Parteien stehenden Bundespräsidenten Dr. Sainisch einen christlichsozialen Parteimann setzen wollten.

Die Christlichsozialen wären schon für eine Änderung der Verfassung gewesen. Aber für eine solche, die dem Bundespräsidenten das Recht gegeben hätte,

die Regierung zu ernennen und das Parlament aufzulösen.

Und dann hätten sie nicht den unparteiischen Dr. Sainisch, sondern — den Herrn Seipel zum Bundespräsidenten vorgeschlagen. Eine solche Verfassungsänderung aber haben natürlich die Sozialdemokraten abgelehnt.

Ein Bundespräsident mit dem bescheidenen Wirkungskreis, wie ihn die geltende Verfassung umschreibt, wollte aber der Herr Dr. Seipel nicht werden. So hat denn die von ihm geführte Partei den bisherigen Präsidenten des Nationalrates Wilhelm Miklas als Bundespräsidentenkandidaten vorgeschlagen.

Der Verband der sozialdemokratischen Abgeordneten und Bundesräte beschloß, im ersten Wahlgang für Genossen Dr. Karl Renner zu stimmen. Der Verband ließ aber keinen Zweifel darüber, daß er bereit ist,

die Wiederwahl des bisherigen Bundespräsidenten Dr. Sainisch durch

eine Verfassungsänderung zu ermöglichen.

Der sozialdemokratische Verband war sogar bereit, jedem außerhalb der Parteien stehenden Wahlwerber seine Stimmen zu geben, der die Achtung aller Parteien genießt, um die Wahl eines Parteimannes zum Bundespräsidenten zu verhindern.

Die Großdeutschen und die Landbündler haben in ihrer Presse und in parteiamtlichen Verlautbarungen immer wieder feierlich erklärt, daß sie gegen die Wahl eines Parteimannes zum Bundespräsidenten seien.

Wären die Großdeutschen nicht die moralisch verlorrenete Partei,

die sie wirklich sind, so hätten auch tatsächlich die Wahl eines über den Parteien stehenden Bundespräsidenten herbeiführen können. Sie hätten nur einen Wahlwerber vorzuschlagen gebraucht, der die Achtung aller Parteien genießt.

Weil die Großdeutschen wußten, daß ein solcher Wahlwerber die Mehrheit erlangen würde und weil diese verächtlichste aller Parteien fürchtete, es sich dann mit dem Herrn Seipel zu verberben, von dessen Gnaden allein sie noch lebt, haben sie den Polizeipräsidenten Schober zu ihrem Kandidaten gemacht. Sie haben den Schober kandidiert, um ja sicher zu sein, daß die Sozialdemokraten unmöglich für den großdeutschen Kandidaten stimmen können.

Aus Liebedienerei und Knechtseligkeit vor Herrn Seipel haben sich die Großdeutschen zu dem Bubenstreich entschlossen,

obwohl gerade sie es waren, die seinerzeit den Schober als Bundeskanzler gestürzt haben, und zwar, wie sie damals sagten, wegen seiner Powidlopolitik, das heißt, wegen seiner Politik im Interesse der Tschechen.

Der erste Wahlgang war natürlich ergebnislos. Der christlichsoziale Kandidat Miklas erhielt 94 Stimmen, Dr. Renner 91 und der Kandidat der Polizeideutschen 25 Stimmen. Dasselbe Resultat war beim zweiten Wahlgang, Keiner der

wirkung zugeschrieben. Für seine Leistungen veranlagte der Vater allerdings im vorhinigen 10 bis 100 Zloty. Aber dem Hause leuchtete nachts im zauberhaften Licht eine „Gloriole“ und der Vater rief den dummen Bauern ein, daß sei er „Heiligenschein des heiligen Michael“. Schließlich wurde der Polizei die Sache zu dumm, sie drang ins Haus und stellte fest, daß die Gloriole durch eine elektrische Anlage hergestellt wurde. Der Schwindler wurde dem Gericht eingeliefert.

Die Rüstungen der vereinigten Staaten von Nordamerika. Präsident Coolidge hat dem Kongress das Budget für das Finanzjahr 1930 vorgelegt. Darin sind 6485 Millionen Dollar für Rüstungsarbeiten vorgesehen; gegenüber dem Vorjahre bedeutet dies eine Mehrausgabe von rund 21 Millionen Dollar. Das Weltkräftigen geht also in der ganzen Welt unaufhaltbar vorwärts.

Die passive Resistenz beendet.

Die passive Resistenz der Post-, Telegraph- und Telephonangestellten ist am Samstag abends beendet worden. Diese Gruppe der Staatsangestellten hat einen bedeutenden Erfolg errungen: Sie hat als einzige aktiv in den Kampf um den 13. Monatsgehalt eingegriffen und wenn es ihr auch nicht gelang einen vollen Erfolg zu erreichen, so war es ihr doch möglich, nebst dem allgemeinen Zugeständnis einer einmaligen 30%igen Zuwendung eine weitere Zuwendung von 30% in Form einer „Wirtschaftsprämie“ bei der General-Postdirektion durchzusetzen.

Klingeln nunten sich die Beamten der Hoheitsverwaltung mit den 30 Prozent allein begnügen. Sie verdanken das vor allem der Haltung der bürgerlichen Parteien, die völlig unter dem Druck des Finanzministers stehend, nicht gewagt haben, eine Erhöhung der Zugeständnisse der Regierung durchzusetzen, obwohl die budgetäre Lage des Bundes eine solche Erhöhung wohl verträglich. Besonders erbärmlich haben sich diesmal wie immer, die Großdeutschen aufgeführt die doch die Beamten als ihre Hauptwähler betrachten. Sie haben das Eintreten für die Forderung der Beamten von der „Einstellung“ der „passiven Resistenz“ abhängig gemacht und wollten sich auf diese Weise im Falle des Mißlingens ein Alibi für ihren Unfall verschaffen. Die technische Gruppe der Beamten hat sich um die Beschlüsse der Herrn Großdeutschen aber gar nicht gekümmert, hat die „passive Resistenz“ fortgesetzt und einen großen Erfolg errungen, während alle anderen Beamtengruppen leer ausgegangen sind. Die Sozialdemokraten Zelenka, Janický und Bauer haben im Parlament das erbärmliche Verhalten der Großdeutschen an den Pranger gestellt und ihre durchaus berechtigten Kritik hat die großdeutschen Verräter bis ins Herz getroffen. Sie sind jetzt in großer Verlegenheit, weil die Hoheitsbeamten nun selber sehen, wie sie von den bürgerlichen Parteien vertreten werden. Eine neue Bewegung der Hoheitsbeamten ist im Gange. Die genannten werden schon noch daraufkommen, daß die „grundgesetzlose“ aller Parteien die „Großdeutschen“, zu deren ständigen politischen Kampfmitteln der „Verrat“ gehört, keine Partei sind, die ihre Interessen redlich vertritt. Diesen Leuten ist in der Hauptsache darum zu tun, sich das „Wohlfühlen“ des Herrn Seipel und Kienböck zu bewahren; alles andere kommt erst in zweiter Linie.

Wie von Christlichsozialen Christlichsoziale behandelt werden

Bekanntlich ist eine der Hauptaufgaben, die sich die Heimwehrschützen in den Kopf gesetzt haben — die Zertrümmerung der freien Gewerkschaften. Ein bekannter niederösterreichischer Heimwehrführer nennt dies „die Wiederherstellung des Arbeitsfriedens“ in



Wodurch bleicht Schicht RADION?

Durch unzählige Sauerstoffbläschen, die sich beim Kochen der Radion-Lösung entwickeln und die Wäsche blendend weiß machen. Schicht Radion bleicht schöner als die Sonne.

den Betrieben. Was sich die Herrschaften unter der Wiederherstellung des Arbeitsfriedens vorstellen, ist so manchem aufrechten Arbeiter, der in den wenigen von Christlichsozialen beherrschten Betrieben tätig war, zur Genüge bekannt. Nicht nur, daß diese wunderbaren Gewerkschafter für ihre Mitglieder in den seltensten Fällen etwas durchzusetzen vermögen, sind sie zumeist auch machtlos gegenüber Uebergriffen, die sich Vorgesetzte an ihren eigenen Mitgliedern zuschulden kommen lassen, falls diese ihrer Unzufriedenheit in etwas lauter Weise Luft machen und deshalb bei ihren Vorgesetzten in Ungnade gefallen sind.

Einen Beweis hierfür liefern die Bezirksstraßenwärter, von denen der Großteil noch immer dem christlichsozialen Landarbeiterverband angehört. Die Sektion „Straßenwärter“ dieses Verbandes hat für diese Parias unter den öffentlich Angestellten nicht einmal eine in jedem Privatbetrieb gesetzlich eingeführte Krankenversicherung und eine gesetzlich geregelte Altersversorgung, bei der bürgerlichen Landtagsmehrheit durchzusetzen vermocht.

Sind dies Allgemeinereignisse, so liegen die Dinge in manchen Straßenbezirken, die von bürgerlichen Bezirksstraßenausschüssen beherrscht werden, noch ärger. Da ist der Straßenbezirk Neulengbach, seiner überwiegenden Mehrheit nach aus christlichsozialen Ausschußmitgliedern zusammengesetzt. Ebenso sind die Straßenmeister und Straßenwärter dieses Bezirkes christlichsozial organisiert. Man sollte nun meinen, daß in diesem Bezirk, in dem die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer ein und derselben Partei angehören, dem Arbeitsfrieden nichts im Wege stehen könne und das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer das denkbar beste sein müßte.

Wie ist es nun in Wirklichkeit? Nicht nur, daß die christlichsoziale Mehrheit des Bezirksstraßenausschusses den Straßenwär-

tern in wenig christlicher Weise den gesetzlichen Urlaubsanspruch vorenthält und es einzig und allein der Gnade der allmächtigen Straßenmeister anheim stellt, ob der Straßenwärter einige Tage Urlaub bekommt oder nicht, wobei natürlich auch die Protektion eine große Rolle spielt, maßten sich die Straßenmeister dieses Bezirkes gegenüber den Straßenwärttern einen Ton an, wie er sonst nur in den seltsamen Zeiten der verschwundenen Monarchie üblich war. So ist es eine bekannte Tatsache, daß der Straßenmeister, ein noch sehr junger Mensch, ganz so wie seinerzeit ein der Schulbank entwachsener Kadett die ergrauten Landstürmer mit „Du“ ansprach, auch auf ergraute Straßenwärter diese Tonart anwendet. Der Oberstraßenmeister geht noch weiter! Dieser Herr hat erst unlängst einen alten Straßenwärter ärger beschimpft, als seinerzeit ein alter Feldwebel seine Rekruten beschimpft hat, ihn mit dem Stock bedroht und dem Straßenwärter auch schon des öfteren Ohrfeigen angetragen. Dies alles findet mit Wissen und unter wohlwollender Duldung des Herrn Straßenobmannes statt, der diese Handlungsweise der Straßenmeister in schönster Ordnung findet und kein Wort des Tadelns für derartige Disziplinslosigkeit zu sagen hat. Solche Zeiten wären den Herrschaften eben recht, wo sie die Methode, um schlechten Lohn zu arbeiten, sonst aber zu kuscheln, nicht nur bei den Straßenwärttern, sondern in jedem Betrieb wieder einführen könnten. Leider bedankt sich die österreichische Arbeiterschaft für eine derartige Zumutung im voraus bestens und vertraut die Vertretung ihrer Interessen nur den mächtigen und sich bestens bewährenden freien Gewerkschaften an.

Für die christlichen Gewerkschaften und in mit ihr in so enger Kampfgemeinschaft verbundenen Heimwehrführern wäre hier wahrlich ein großes Betätigungsfeld eröffnet, das sich allerdings im Ordnungsmachen innerhalb der eigenen Reihen erstrecken müßte.

Vor Gericht.

Der Gotteslästerer.

Josef W. aus Hintersdorf der erst 19 Jahre und Maurergehilfe ist, trank sich eines schönen Sonntags einen Rausch an und wackelte zum Gaubium der Hintersdorfer Dorjugend stundenlang im Dorfe umher. Aber damit die Hintersdorfer nicht nur was sehen sondern auch was hören bekommen so fing er an ohne jede Ursache zu fluchen: „Du Himmelsfajakra, silbergekrönter, blutiger, dornenackrönter, lanzendurchstochener, verflibter, gekreuzigter, steige herunter, wenn du kannst!“ Jesus blickte schmerzlich auf sein sündiges Schälein herab, sein Reich ist nicht von dieser Welt, was kann es ihm anhaben, wenn ein von Alkohol entarteter Lausbub ihn beschimpft. Er hat mehr Leid erfahren! Aber der Herr Oberlehrer und der Herr Pfarrer dachten anders. Die ganze Sache wurde der Staatsanwaltschaft angezeigt und Josef W. hatte sich am 6. Dezember 1928 vor dem heiligen Schöffengerichte unter dem Vorsitz des Oberlandesgerichtsrates Rieß wegen Gotteslästerung zu verantworten.

Vors.: „Glauben Sie an Gott?“ Angekl.: „Ja.“ Vors.: „Gehen Sie in die Kirche und empfangen Sie die heiligen Sakramente?“ Angekl.: „Ja einmal im Jahre zu Ostern.“

Die Zeugen, geben durchwegs an, daß der Angeklagte in stark berauschem Zustande war und bemühen sich, den Angeklagten zu entlasten. Nur der Herr Plarrer aus Hintersdorf, der als Erster verzeihende Worte finden sollte als Vertreter der Religion der Liebe, gibt dem Angeklagten kein gutes Zeugnis, da „er in der Schule, wie alle Buben lieber böse Streiche ausgeführt als in die Kirche gegangen ist.“

Verteidiger Dr. Krömer führt aus, daß, wenn man die Italiener, Slovaken und Kroaten, die bekanntlich zu den frömmsten Menschen gehören, fluchen hören würde, so würden die Gerichte viel zu tun bekommen, wenn man diese Flüche als Gotteslästerung nehmen würde.

Der Gerichtshof kam zu dem richtigen Entschlusse, daß ein Berauschter den lieben Gott nicht lästern kann und sprach ihn frei. Der Vorsitzende ermahnte den Angeklagten nicht mehr zu trinken.

„Faschjo“.

Die Schwindeleien des „Flugzeugführers“.

Josef Weber ist der Mensch, der ohne Kapital, aber auch ohne Gewissen es über Nacht zu etwas bringen will. Rücksichtslos geht er über seine Feinde aber auch über seine Freunde hinweg. Seine Opfer sind meist Frauen, die seinen glatten Reden und seiner Art, sich als ehrlichen Menschen auszugeben, Glauben schenken und sogar im Gerichtssaal schütteln sie ungläubig den Kopf, obwohl sie schon längst überzeugt sein sollten, daß dieser Mensch wenn er auch vielleicht geglaubt hat, daß er sein Ziel erreichen wird, und so seine Schulden einmal wird zurückzahlen können, doch skrupellos mit dem Geld der durchwegs kleinen Leute umgegangen ist.

Vors.: „Wieso haben Sie ihm soviel Vertrauen geschenkt?“ Zeugin: „Er ist ein braver Mensch mit menschlichen Gefühlen und nur vom Unglück verfolgt.“

Im November 1927 eröffnete Weber eine „Süßbrüthenhandlung en gros“ ohne die behördliche Bewilligung dazu zu haben. Er zahlte nicht nur keine Ablöse für das Lokal, er borgte sich auch noch Geld von der ehemaligen Besitzerin des Lokales aus und ließ sich von ihr auch noch das Licht und die Beheizung bezahlen. Doch auch das Obst, das er für den Handel brauchte, nahm er natürlich auf Kredit und weil ein rechter Unternehmer doch auftreten muß, bemühte er sich auch, die diversen Autofirmen zu prellen, indem er ohne Geld nicht nur ein Lastauto, sondern auch ein Luxusauto und schließlich einen Autobus zu kaufen.

Vors.: (Schlägt die Hände zusammen.) „Heiliger Gott, wozu brauchen Sie denn einen Omnibus?“ Angekl.: „Ich wollte eine Gesellschaft gründen.“ Der Angeklagte legt dem Vorsitzenden dar, wie er das Unternehmen führen wollte. Vors.: „Schritte Sie redens nicht so schwundlich daher!“

Die Autofirmen glaubten ihm aber doch nicht, und so kam Weber zu keinem Auto und zu keinem Omnibus.

Nährend ist ein junges Mädl, das beim Angeklagten die ganzen Erparnisse geopfert hat und das trotzdem in einem Brief an den Untersuchungsrichter um Gnade für ihn bittet. An den Angeklagten schreibt sie wie schmerzlich er sie ent- und geträumt hat.

Vors.: „Was haben Sie dem armen Mädl vorgemacht?“ Angekl.: „Daß ich Flugzeugführer bin und eine Prüfung machen möchte.“ Vors.: Flugzeugführer! Da wären Sie der Rechte.

Doch nicht nur des Betruges ist der Angeklagte schuldig, sondern auch der Erpressung. Er war in Waidhofen a. d. Ybbs mit einem jungen Mädl verlobt und als dieses auf seine Betrügereien und Lügen darauf kam, löste sie die Verlobung. Und nun setzte der Angeklagte mit Drohbriefen ein, die teils anonym geschrieben, mit der Unterschrift „Faschjo“ abgefenbet waren. In diesen bedrohte er seine ehemalige Braut nicht nur sie zu töten, sondern drohte auch, falls sie nicht die Entlohnung zurücknehme, Bilder zu veröffentlichen, die im Stande waren, sie herabzusetzen. Der Angeklagte war teilweise geständig. Freilich leugnet er jede Betrugsabsicht und erzählte dem Vorsitzenden Sachen, bei denen man genau fühlt daß der Angeklagte nicht nur die Namen, sondern die ganzen Vorgänge erdichtet.

Vors.: „Hören Sie, unlangst habe ich über ein junges 14jähriges Mädl zu urteilen gehabt, die ebensoviel gelogen hat als Sie. Das war ein Mädl, aber ein lügenhafter Mann ist noch was schändlicheres!“

Der Gerichtshof unter dem Vorsitz des Hofrates Soos sprach den Angeklagten der vorbestraft ist und von Dr. Hummer verteidigt wird, schuldig und verurteilte ihn zu 18 Monaten Kerker. Der Angeklagte behält sich Bedenkzeit vor.

Notlandung eines Flugzeuges in Ahenbrugg.

Am 29. November vormittags mußte das Luftfahrzeug des Baron Reinhard von Gemmingen aus Böckingen in Württemberg, vom Flugfelde Alpern kommend, auf den Wiesen nächst Auh, Bez. Tulln, infolge des starken Gegenwindes, eine Notlandung vornehmen, welche glatt von sich ging. Das Fahrzeug ist ein Eindecker, trägt das Zeichen D-1515 und war vom Pilot Wagner, sowie vom Eigentümer selbst besetzt. Nach einigen Stunden Auenhaft startete das Flugzeug und legte seine Fahrt nach Deutschland fort.

Die Giftküche der „Ybbstalzeitung“.

Erst kürzlich haben wir an Hand eines lehrreichen Beispiels dargelegt, wie sehr die „Ybbstal-Zeitung“ den immer übleren Ruf verdient, das Blatt der moralisch und geistig Minderbemittelten zu sein. Nun hat sie sich in ihrer letzten Nummer — in einem Artikel, der sich „Vom Lande“ betitelt — neuerlich in einer Art bemerkbar gemacht, die eine Antwort erheischt. Sie die da glaubt, mangels geistiger Argumente ihren unsauberen, vorfügen Rücken grunzend an ihrem Gegner reiben zu können, soll dies nie ungestraft tun. Sehen wir also zu, in welchen Tiefen dieses Verdummungsblättchen wandelt:

Unsere Feiern zum 10jährigen Bestand der Republik, die überall einen sehr würdigen Verlauf genommen haben, hat sie in jenem Artikel „Vom Lande“ verpöten wollen und fühlte dabei nicht, wie sehr sie damit ihrer selbst gespoitet hat. Sie beschießt nämlich die weltgeschichtliche, mit eiserner Konsequenz eingetretene Verschlagung der Donaumonarchie als einen Raub an dem im Gegenteil erst Herr seines Schicksals gewordenen Volk zu vergleichen und findet es spazig und narrenhaft, die zehnte Wiederkehr des Tages zu feiern, an dem nach unglücklichem Leid Deutschösterreich Republik und sein Volk mündig geworden ist. Sie beklagt es — heute nach zehn Jahren, wo aber war ihr bürgerlicher Mut damals? — daß schöne und fruchtbare deutsche Gebiete in Mähren, Niederösterreich, in Steiermark und Tirol (von Deutschböhmen und Kärnten scheint sie überhaupt nichts zu wissen!) unblutig abgetrennt worden sind. Sie ignoriert also einfach die schon jedem Kind vertrauten damaligen Machtverhältnisse Europas und der Welt und will sagen, daß es besser gewesen wäre, wenn der blutige Krieg, diesmal gegen die Nachbarstaaten der in Trümmer gelegten Monarchie, fortgesetzt und — fügen wir bei — unser Volk in eine noch größere Niederlage und in noch größeres Unglück gestürzt worden wäre!

Unbeschwert von Wissen und Gewissen stellt derselbe Strauchritter der Feder, dessen schwarzgelbe Kleeblätter in der Republik nichts Bedeutsames, sondern nur Schlechtes zu sehen vermag, Deutschösterreichs Schicksal so dar, als ob das Volk durch die Republik zum Bettler geworden sei! Er verschweigt, daß die Ursache unserer nachwirkenden Armut, unseres nachwirkenden Elends und unserer nachwirkenden Wirtschaftskrise lediglich die von der deutschen bürgerlichen Parteien servil gestützte Hausmachtspolitik Habsburgs war, die jedem Volk, als es noch Zeit dazu war, die Autonomie im Rahmen des großen Reiches und Wirtschaftsgebietes verweigerte, da banque einen viereinhalbjährigen mörderischen Krieg „bis zum Weißglücken und zum letzten Hauch von Mann und Roß“ führte und dann, bei Bruhen und Mais, in Blut und Tränen, in Schmutz und Finsternis, in Hunger, Elend und Kälte, beim Wehgeschrei der Krüppel, Witwen und Waisen und der furchtbaren Anklage der Toten in der längstverdorbenen Senkgrube der Weltgeschichte versank, aus der noch zehn Jahren der penetrante Nassegestank in die Nasen steigt.

Es gibt Geschöpfe — die Naturgeschichte lehrt es — die sich in den Niederungen von Schmutz und Gestank kannibalisch wohl fühlen. In ihnen will offenbar der Schreiber

jenes Artikels in der „Ybbstal-Zeitung“ zählen. Er fühlt sich recht wohl in Lüge und Fälschung und bringt es sogar zuwege, nur um der verhassten Republik und mit ihr uns eines auszuweichen, den unseligen Genfer Sanierungspakt, der samt der Einsetzung eines fremden Generalkommissärs das von den Bürgerlichen seinerzeit als Großtat und Rettung widerlich gepriesene Werk ihres Seipel war, nun plötzlich — was es ja wirklich immer war — als schändlich und schädlich für die Republik und als ein schäbiges, internationales Bankgeschäft hinzustellen. Er weiß entweder nicht oder verschweigt es in unlauterer Absicht, daß einzig und allein die Sozialdemokratie einen leidenschaftlichen Kampf gegen jenen unseligen Genfer Pakt geführt hat, die Sozialdemokratie, der der unsaubere Historiker der „Ybbstal-Zeitung“ nun gar die Verantwortung für Pakt und Generalkommissär zuschieben will. Zu welchen Argumenten doch der blinde Haß und die Unmoral führt! Was würde wohl der Moraltheologe Seipel, der „Ketter Österreichs“, zu dem erbärmlichen Geschreibsel seines sonderbaren Lobschreibers aus der Amstettner Klosterstraße sagen?

Daß die Arbeiterklasse mächtigen politischen und kulturellen Aufstieg in der Republik genommen, staatsbürgerliche und rechtliche Gleichstellung, eine wertvolle soziale Befestigung und einen Schutz des Obdaches errungen hat, das macht diesem merkwürdigen „Volksmann“ die Republik nicht wertvoll, sondern verhasst. Der alberne Lor meint die Republik am wirksamsten schmähend zu können, indem er angebliche Schreibfehler auf zwei örtlichen Anklagen der Republikfeier zitiert und diese wahrscheinlich erfundenen oder doch übertriebenen Schreibfehler als das Ergebnis der großzügigen und in aller Welt beachteten Schulreform bezeichnet. Der Schwachkopf, der sich mit solchen Märgeln dafür rächen will, daß wir ihm schon einige Male Unterricht im Rechtschreiben erteilt haben, irrt: Wenn tatsächlich solche Fehler auf einzelnen Plakaten zu finden waren, so kann er damit keineswegs die neue Schule belächeln, sondern beschimpft ungewollt aber wirksam nur die alte Schule, die dem Arbeiterkind vieles schuldig blieb, die „gute, alte Zeit“, da kein Achtstundentag es den Arbeitereltern ermöglicht hat, sich der Erziehung der Kinder zu widmen! Schließlich liegt auch ein Unterschied darin, ob schlichte, im harten Berufsleben abgerackerte, des Schreibens ungewohnte Arbeiter und Bauern oder ob jemand Schreibfehler in öffentlichen Texten macht, der sich gerne ein gewaltiger Zeitungs-schreiber und Volksführer dünkt und nichts als nur reden und schreiben tut. Wonach man solche Nachse für erteilte Lektionen wohl als eine ausbündige Biberet bezeichnen kann.

Wenn Menschen von solchem Schlag der Republik nichts abgeminnen können und ihren Geißel und ihre Kübel des Unrates gegen sie versprühen, dann wird uns die Republik und ihr Schutz nur immer noch lieber, weil es offenbar wird, daß die Republik die Staatsform der anständigen Menschen ist! Sie hat nur einen Schönheitsfehler: daß sie bis zur Stunde noch von einem würdevollen und ideenlosen Spießbüttel regiert wird. Aber auch da liegt ein Wechsel zum Besseren nicht allzufern. Die Hunde bellen, der Mond zieht seine Bahn!

österreichischen Bauernbundes und damit des Reichsbauernbundes stand, dessen gewesener Führer Stöckler ein St. Valentiner ist, dem trotz aller Gegnerschaft wohl ein besserer Abgang von der politischen Tribüne zu gönnen gewesen wäre, als er sich selbst — wie aus der Geschichte der Bauernbank männiglich bekannt — bereitet hat. — Sozialer Geist ist bei den St. Valentiner Bauern aber wenig zu spüren. Sie können sich nicht einmal noch entschließen, im Eisenbahner und im Industriearbeiter gleichwertige Menschen zu sehen. Selbst von revolutionärer Vergangenheit (war doch das Gebiet zwischen Ybbs und Enns der hauptsächlichste Schauplatz des nied.-östr. Bauernkrieges anno 1596!), haben sie aus Unkenntnis ihrer eigenen Geschichte kein Verständnis für den Befreiungskampf der durchaus nicht bauernfeindlichen Arbeiterklasse, der sie, obwohl sie Fleisch und Blut von ihrem Fleisch und Blute ist, nun sogar und besonders hier roh Heimwehhaufen entgegenstellen.

Gar stolz und selbstbewußt sind aber auch unsere St. Valentiner Eisenbahner und Arbeiter und deren wackere Frauen! Ihrer 715 stehen in der politischen Organisation; noch mehr in der Gewerkschaft. 1146, davon 531 Frauen, haben sich bei den letzten Wahlen zur Sozialdemokratie bekannt. Aus allen Gebieten Österreichs stammen sie, aber alle erfüllt ein Geist, ein Wille, eine Solidarität in straffgefügter Organisation. Sie wissen, was Partei und Gewerkschaft, besonders im letzten Jahrzehnt, für sie errungen haben, wie grundlegend ihre Verhältnisse zum Besseren gewendet worden sind. Klar und zuversichtlich ist ihr Blick in die Zukunft gerichtet und sie führen ihre Sache mutig nicht nur auf dem politischen Boden des von einer starken bürgerlichen Mehrheit beherrschten Gemeinderates und der Bezirksvertretung, nicht nur in den Gewerkschaften, sondern auch auf genossenschaftlichem und kulturellem Gebiet. Und nun krönen unsere wackeren Genossen ihre stolze Tätigkeit: Sie, die „Zugereisten“, sind nun im bäuerlichen Sinne des Wortes erst richtig „anständig“ geworden. Sie haben sich ein eigenes Heim, ihr

Arbeiterheim,

mit zäher Mühe und bewundernswerter feistlicher Hingabe geschaffen. Morgen wird es eröffnet sein!

Raum zehn Jahre beschäftigte die stolze Idee des Baues, den wir nächstens im Bilde bringen werden, die Köpfe einer Schar beherzter Vertrauensmänner. Aber erst vor viereinhalb Jahren waren sie so weit, Krone zu Krone und Schilling zu Schilling für die Verwirklichung ihres Planes zu legen. Dann ging es schnell und schneller, den Stürmern und Drängern aber immer noch zu langsam. Schon im Mai 1928 konnte der unermüdliche Kassier Genosse Anton Brandl namens des Gewerkschafts- und Rechtsschutzvereines der Eisenbahner den günstigen Kauf des Grundes tätigen, dessen ein Teil

Spiel- und Sportplatz

geworden und dessen anderer Teil für den damals noch in weiter Ferne schein-

den Bau des Arbeiterheimes bestimmt worden ist. Noch bestand kein eigener Verein Arbeiterheim. Erst als sich die Mittel, in Form eines ständigen Beitrages eingehoben, vermehrt und auch durch eine ergiebige Beihilfe der Gewerkschaftszentrale die Verwirklichung des Planes in greifbare Nähe rückte, wurde im Juli 1928 der als juristische Person unerläßliche Verein „Arbeiterheim“ gegründet, der sofort den Bau an die Linzer Hoch- und Tiefbaugenossenschaft vergab. Am 10. August 1928 wurde der erste Spatenstich getan und bereits am 5. Dezember konnte die Kollaudierung erfolgen. Ein Beweis eiserner Entschlossenheit!

Nun steht der stolze Bau — ein feines Werk zeugend, prunkvolles Kampfgesties, Opferfinnes und Zielsicherheit, aus bestem Material gleich solid als modern geformt, vor uns. Er beinhaltet einen stattlichen Festsaal von 17 Meter Länge und 9 Meter Breite, eine eingebaute Bühne mit versenktem Orchesterraum, Bibliothek- und Sitzungsraum, Garderoben und Büffet, ist unterkellert, besitzt Brunnen mit Motorbetrieb und an der Gartenseite eine große Veranda. Das Werk ist vollbracht. Weit über den engeren Bezirk Haag hinaus, dessen Arbeiterorganisationen in diesem Heim ein starkes Zentrum finden werden, wird diese Tat beispielgebend und anfeuernd wirken! Nach all den vielen Sorgen und schlaflosen Nächten und nach all der Hingabe und Mitarbeit geziemt es sich also doppelt, neben der treuen operativen Mitgliederzahl zunächst jenen durch den Mund unserer „Eisenwurzeln“ zu danken, die die größte Bürde, die größte Verantwortung getragen haben: dem Genossen Obmann der Gewerkschaft und des Vereines Arbeiterheim, Michael Luz, und — wir wollen sie alphabetisch nennen — Anton Brandl, Karl Eckl, Karl Stadich, Gustav Polheimer, Josef Scherbaum, Johann Steindl, Heinrich Straßer und den vielen Vertrauensmännern der Gewerkschaft und Partei, deren Namen auf immerdar mit diesem stolzen Werke verknüpft sein werden.

Das Heim ist fast ausschließlich aus der Kraft und den Mitteln der Eisenbahner entstanden. Nichtsdestoweniger wird es im Sinne proletarischer Solidarität und Notwendigkeit ein Arbeiterheim im schönsten Sinne des Wortes sein! Es trifft sich gut und nicht zufällig, daß sich just an dem Tage, an dem dieses Haus der ernsten und gesteigerten politischen und gewerkschaftlichen Arbeit feierlich erschlossen wird die Ortsgruppe St. Valentin des Gewerkschafts- und Rechtsschutzvereines der Eisenbahner ihren 30-jährigen Bestand feierlich begeht. Wir grüßen und beglückwünschen auch sie, das Bollwerk unserer Bewegung im Bezirke Haag!

Unsere St. Valentiner Genossen haben einen weithin sichtbaren Meilenstein ihres zähen beschwerlichen Weges gesetzt. Sie haben aber damit nur eine Etappe, nicht aber den Weg beendet. Ihr Kampf und ihr Ringen um noch weitere, noch höhere Ziele geht im Verein mit der gesamten Arbeiterklasse weiter, dem ersehnten hehnen Ziel der leidenden Menschheit — dem Sozialismus entgegen!

Glück auf, zu neuer Tat!

Eine stolze Tat — das Arbeiterheim St. Valentin!

Dort wo die alte Reichsstraße von den Bergen Strengbergs in den Mündungswinkel der Enns niederfällt, der verkehrsreiche Hauptstrang der Westbahn gekreuzt wird von der Bahn Gaisbach — Marienberg — Klein-Reisling und die Donauuferbahn Mauthausen — Grein — Krems ihren Ausgang nimmt, liegt behäbig ausgebreitet an beiden Ufern des Erlabaches das große Dorf St. Valentin, das hinsichtlich Einwohnerzahl an vierter Stelle unter den Gemeinden des Viertels ober dem Wienerwalde steht, also größer und bedeutender als mancher Markt und manche Stadt ist und zu den wichtigsten Verkehrspunkten des neuen Österreich zählt. Ein felsamer Ort, wie alle, die erst zur Zeit des Dampfboies zur Bedeutung emporgestiegen sind: Stattliche Bauernhöfe mischen sich mit

Zinshäusern, Siedlungen geben dem Ort ein freundlicheres Bild, nirgends ist der Pflug so nahe beim Räderwerk moderner Technik als hier. Und ebenso, wie auf diesem Boden schon äußerlich zwei Welten einander gegenübersehen, ringen hier auch — härter und unmittelbarer als anderswo — zwei Geistesrichtungen miteinander: Hier das alteingesessene, vielfach noch patriarchalische, größtenteils reiche Bauerntum — da die Angestellten und Arbeiter der Bundesbahnen und der hargen Industrie.

Gar stolz und selbstbewußt sind die Sankt Valentiner Bauern. Und gerade der politische Gegner muß es ihnen lassen und damit rechnen: Sie sind um ein gut Stück politisch reger und dem technischen Fortschritt zugänglicher und man merkt es ihnen an, daß hier die Wiege des nieder-

Gemeinderatswahlen in Oberösterreich.

Die Großdeutschen erinnern sich ihrer Selbständigkeit?

Vorausichtlich im April 1929 werden in allen Gemeinden Oberösterreichs mit Ausnahme der autonomen Städte Linz und Steyr die Gemeinderatswahlen neu gewählt werden. Die politischen Parteien treffen bereits ihre Vorbereitungen. Bemerkenswert ist, daß der am Sonntag den 2. Dezember abgehaltene Landesparteitag der Großdeutschen beschloffen hat, nicht in einer Einheitsliste, sondern selbständig als eigene Partei in den Wahlkampf zu treten, wodurch sie die diversen abgetrennten Splitter der nationalen Bewegung an sich zu ziehen hoffen.

Das in Oberösterreich. Aber auch bei uns in Niederösterreich finden im kommenden Jahre, der Termin ist noch ungewiß, die Gemeinderatswahlen statt. Wie werden sich bei uns die Großdeutschen verhalten? Werden sie auch den Mut, die Selbstsicherheit und die Ueberzeugungstreue aufbringen, sich aus der Einheitsliste loslösen und selbständig in den Wahlkampf gehen? — Indes: wir können ihre Entscheidung, fiele sie so oder so, wirklich ruhig abwarten...

Vom Fremdenverkehrsverband Ybbstal.

Verkehrstagung in Waidhofen. Am 22. November hielt der Verband in Waidhofen eine Verkehrstagung für das obere Ybbstal ab, in welcher der Sommerfahrplan 1929 der Ybbstalbahn welcher dem heurigen gleich, besprochen wurde. Der Plan, eine Postautolinie Waidhofen — Ybbsitz — Grein — Scheibbs — Mariazell zu errichten, wird, wenn auch die Rentabilität anzuzweifeln ist, begrüßt. Desgleichen eine Linie Scheibbs — Lassing.

Verkehrstagung in Seitenstetten. Am 23. November veranstaltete der Verband eine Verkehrstagung in Seitenstetten, in der alle Gemeinden von Amstetten bis Haag und ferner Waidhofen, Urfeld, Hausmening, Sindelburg und Wallsee vertreten waren. Die Generaldirektion der Bundesbahnen und die Postdirektion hatten Vertreter entsandt. Besprochen wurde der Sommerfahrplan 1929 für die Strecke Böchlarn — Amstetten — St. Valentin und Amstetten — Kleinreising, für welche Verbesserungen in Aussicht gestellt wurden.

Bemerkenswerte Beiträge. Mit großen Beiträgen sind dem Verkehrsverband Ybbstal neu beigetreten: Die Gemeinde Gufwerk, die Verschönerungsvereine Tern-

berg bei Steyr und Mauthausen, sowie der Verein „Die Naturfreunde“ in Riechenberg.

Skikurs in Mariazell.

Die Ortsgruppe Mariazell des Touristenvereines „Die Naturfreunde“ hat sich zur Aufgabe gemacht, die herrlichen Skigebiete in der Umgebung von Mariazell auch für den sporttreibenden Arbeiter zu erschließen. Auch dem Arbeiter, ob geistig oder manuell schaffend, soll die Möglichkeit gegeben werden, die Schönheiten des Winters in den Bergen zu genießen. Auch er soll teilnehmen an den Freuden des so schönen und gesunden Winterportes, der noch vor wenig Jahren als Privileg einzelner gegolten hat, jetzt aber zum Gemeingut aller geworden ist, der allen die Gelegenheit bietet, in staub- und keimfreier Winterluft der Berge sich neue Kraft zu holen für Geist und Körper zum Kampf ums Leben, zum Kampf für Freiheit. Kommt mit uns Naturfreunden hinaus in die Berge, lernt mit uns die Schönheit des Winters kennen, lernt mit uns zu leben in einer mit Nikotin und Alkohol nicht verpesteten Luft. Werdet mit uns frohe und tatbereite Menschen. Zu diesem Zwecke veranstaltet die Ortsgruppe Mariazell der „Naturfreunde“ einen Skikurs unter der Leitung des bewährten Skilehrers Hans Rinzner aus Br. Neustadt. Beginn des Kurses am 7. Jänner 1929, Dauer desselben 8-10 Tage. Für Verpflegung und Nächtigung in einem guten Gasthause wurden per Tag 5 Schilling festgelegt. Der Kurs selbst ist frei. Anmeldungen sind zu richten an den Obmann der „Naturfreunde“ von Mariazell, Ferdinand Huber, Leberhofenerzeuger und Handschuhmacher in Mariazell, Neustädterstraße 135, von wo auch alle Auskünfte gegen Beischluß des Rückportos eingeholt werden können. Es ergeht an alle, die Interesse und Sinn für den Wintersport haben, die Einladung zur Teilnahme an dem Kurs.

Ihre Photographie gehört auf den Weihnachtstisch!

Aus Stadt und Land.

Amstetten. (Zur Frage der neuen Wasserleitung.) Zu der für 5. Dezember ausgeschriebenem Kommissionierung der neu zu erbauenden Wasserleitung war eine große Zahl von Interessenten schon zur Vorbereitungs- und Sitzungsphase des Rathauses erschienen. Anwesend waren: Regierungsoberkommissär Dr. Konwall von der Bezirkshauptmannschaft Amstetten, Staats-techniker Baurat Frey aus St. Pölten, Chefgeologe der geologischen Bundesanstalt Dr. Wetters, vom Landeskulturamt Oberbaurat Weigl, Reg.-Rat Weiß, von der Bundesbahn Baurat Schiller, ein Vertreter der Post- und Telegraphen-Direktion, Dr. Dorn als Vertreter der Gemeinden Schönbrunn, Dorf Haag, Winklarn und Preinsbach, Bürgermeister Hoffer aus Viehdorf als Obmann des Bezirks-Strasenaussschusses von der Stadtgemeinde Amstetten Bürgermeister Resch und acht Gemeinderäte, ein Vertreter der Wasserwerksbau-Gesellschaft, durch die der Bau zur Ausführung gelangt und schließlich noch alle Grundbesitzer, über deren Grund die Rohrleitung verlegt wird. Dr. Konwall brachte zuerst das gesamte Projekt, welches bereits in allen Details ausgearbeitet ist, zum Vortrag. Dann begab sich die Kommission zur örtlichen Besichtigung des Brunnenfeldes nach Allersdorf. Die abgegebenen Gutachten lauten durchwegs sehr günstig, bloß wurde noch ein Bauverbot für das Gebiet innerhalb 200 Meter um den Brunnen ausgesprochen und die zu beobachtenden sanitären Maßnahmen festgelegt. Auch von Seite der Grundbesitzer wurde keine Einwendung gemacht. Die Stadtgemeinde verpflichtete sich auch gegenüber den Brunnenbesitzern Allersdorfs, die durch die Wasserleitung eventuell entstehenden Schäden gutzumachen. Nach dem Brunnenfeld wurde die Trasse des zukünftigen Hauptrohrstranges bis zum Krankenhaus, wo sich der Behälter befinden wird, abgegangen, worauf sich die Kommission wieder in den Sitzungsraum begab, wo von Dr. Konwall die Erklärungen der verschiedenen Interessenten entgegengenommen wurden. Nachdem kein Einspruch gegen das Projekt erhoben wurde, erhielt es zur Gänze die behördliche Genehmigung nebst Erteilung der Baubewilligung. Es wurde auch bereits mit dem Ausbau des Pumpenhauses begonnen und werden die Arbeiten solange günstige Witterung herrscht fortgesetzt.

Amstetten. (Ein tödlicher Betriebsunfall im Metallwerk G. U. Scheid.) Am 8. Dezember um 18 Uhr ist der im Metallwerk G. U. Scheid als Pumpenwärter beschäftigt gewesene 43-jährige Leopold Bühringer in einem zum Betrieb gehörigen Brunnen ertrunken. Bühringer, welcher als ein sehr braver und gewissenhafter Arbeiter geschätzt wird, hatte die Aufgabe, den im Brunnen befindlichen Motor zu ölen und inkand zu halten. Als er schon seit Abend des vorigen Tages vermisst wurde und man sich

über seinen Verbleib nicht klar werden konnte, wurde im Brunnen Nachschau gehalten und an der Wasseroberfläche eine Decke schwimmend vorzufinden. Der Brunnen wurde ausgepumpt und Bühringer als Leiche geborgen. Wie sich gezeigt hat, hatte er eine schwere Kopfverletzung, die er sich vermutlich beim Abstieg zugezogen haben dürfte und es ist anzunehmen, daß er bewußtlos im Wasser angelangt und ertrunken ist. Ein Verschulden an diesem bedauerlichen Unfall trifft niemanden, da der Brunnen mit einer Eisenleiter ausgestattet war und Bühringer durch einen Fehltritt abgestürzt sein muß. Der Verunglückte hinterläßt leider eine zahlreiche Familie. Seine allgemeine Wertschätzung beweist das mit einer imposanten Beteiligung erfolgte Begräbnis am Nachmittag des 11. Dezember.

Amstetten. (Vom Schlachtfeld der Arbeit.) Montag den 3. Dezember hat der Arbeiter Leopold Weisengruber in den Vereinigten Metallwerken einen bedauerlichen Arbeitsunfall erlitten. Er war im Begriff, einen Schmelsofen mit Material zu versorgen, das aber unglücklicherweise festhaltig gewesen sein dürfte, zurückspritzte und dem Arbeiter Weisengruber nicht unbedeutende Verletzungen am linken Auge zufügte.

Amstetten. („Krankenpflege.“) Ein schwerer aufreißender Versuch. Alle Achtung und alle Anerkennung jenen Personen, die sich diesem Beruf widmen. Es gibt aber unter diesen Personen welche, die dem praktischen Leben ganz verständnislos gegenüberstehen. Eine solche gibt es auch im Krankenhaus Amstetten.

Wenn die Schwester Augusta das Problem der Arbeitslosigkeit nicht versteht, soll sie sich darüber, zumal gegenüber Kranken, auch nicht äußern, daß die Arbeitslosen arbeitslos sind, denn wer arbeiten will, findet immer Arbeit.

Ja, Schwester Augusta, Sie haben sich dem Pflegerberuf gewidmet und sollen Kranke pflegen, aber nicht in den Krankenzimmern politisieren, noch dazu über ein Thema, welches Sie nicht verstehen.

Amstetten. (Kinderschauturnen.) Am 16. Dezember findet um 2 Uhr nachmittags in der Kinderheimstätte ein „Kinderschauturnen“ des „Arbeiter-Turn- und Sportverein“ von Amstetten statt. Alle Arbeitereltern werden eingeladen, diese Veranstaltung zu besuchen, um sich von dem Können und der Leistung der Turner und insbesondere der kindlichen Turner zu überzeugen. Diese Vorstellung soll auch dazu beitragen, dem Turnverein mehr Beachtung und Aufmerksamkeit zu schenken.

Amstetten. (Auszug aus dem Polizeibericht.) In der Nacht zum 5. Dezember haben unbekannte Täter ein Schaufenster des Schuhmachermeklers Johann Preuer in der Hauptstraße Nr. 16, zu erschüttern versucht. Sie hatten bereits zwei Holzschrauben, mit welchen das Fenster im Fensterstock befestigt war, ausgeschraubt und dürften vorzeitig vertrieben worden sein. Uebrigens haben sie sich umsonst bemüht, da Preuer vorläufig jeden Abend die Schaufenster aus dem Schaufenster entfernt und in der Werkstätte aufbewahrt.

Amstetten. (Auszug aus dem Polizeibericht.) Am 5. Dezember wurde ein fremder Radfahrer wegen vermutlich unrechtmäßigen Besitzes seines Rades von der städtischen Polizei angehalten. Tatsächlich stellte sich noch am selben Tag heraus, daß der Radfahrer das Rad in Lustenau (N.-De.) gestohlen hat. Er wurde dem Bezirksgericht eingeliefert.

Mauer-Dehling. (Mitgliederversammlung und Funktionärkurs.) Am 1. Dezember um 20 Uhr fand in unserer Kinderheimstätte eine gut besuchte Mitgliederversammlung der Lokalorganisation statt, in welcher Genosse Jankl aus Waldhofen referierte und alle Fragen des öffentlichen Lebens, besonders die soziale Frage beleuchtete. Am 2. Dezember fand ein ganztägiger Funktionärkurs statt, der, gleichfalls von Genossen Jankl geleitet, unseren Vertrauensmännern wieder wertvolle Aufschlüsse brachte. Es wäre wirklich zu wünschen, daß sich solche Kurse planmäßig an jedem Orte wiederholen, da örtliche Kurse besser und tiefer wirken und einen weiteren Kreis von Teilnehmern erfassen, als die bisherigen in den größeren Orten zentral abgehaltenen Kurse. Wir danken der Kreisleitung und dem Genossen Jankl, die mit dieser Schule eine dringende Notwendigkeit erfüllten.

Grein a. d. Donau. (Ambulante Werbestelle für das Bundesheer.) Für Bewerber um Aufnahme in das österreichische Bundesheer, welche im östlichen Teil des oberösterreichischen Mühlviertels oder in den benachbarten Gebieten Niederösterreichs wohnen, wird am 16. und 17. Dezember von 8-14 Uhr im Greiner Gemeinbeamt eine ambulante Werbestelle amtiert.

St. Nikola. (Schadenfeuer durch Funkenflug.) Am 7. Dezember brach gegen 18 Uhr in der Scheune des Besitzers Karl Straßer in Hirschenau Nr. 7, Gemeinde St. Nikola, Feuer aus, dem das Objekt mit allen eingelagerten Stroh- und Heuvorräten zum Opfer fiel. Mitverbrannt wurden eine Futtereimermaschine, eine Brechmühle, ein Walzenstuhl und verschiedene Werkzeuge. Die Brandursache ist noch nicht geklärt, doch vermutet man, daß die Scheune, welche nur 18 Meter von der Bahnstrecke

Krems-Mauthausen entfernt stand, durch Funkenflug in Brand geriet. Der Schaden wird mit 11.000 Schilling beziffert, wovon nur 3000 Schilling durch die Versicherung gedeckt erscheinen. Am Brandplatz waren die Feuerwehren Sarmingstein und Nöckling sowie die Mannschaften von Sperdorf und Winden aus Niederösterreich erschienen.

St. Georgen am Ybbsfeld. (Erbauliches vom Gemeinderat.) Unser Gemeinderat hielt am 28. November Sitzung. Auf der Tagesordnung stand unter Punkt 1 die Mandatsniederlegung des christlichsozialen Gemeinderates Anton Löb und die Einberufung des Erbgammas Franz Schraml; unter Punkt 2 die Beratung des Voranschlags pro 1929. Anwesend waren acht christlichsoziale, vier großdeutsche und zwei sozialdemokratische Gemeinderäte.

Zum Punkt 1 ist zu bemerken, daß Herr Löb deswegen sein Gemeinderatsmandat zur Verfügung stellte, weil er sich seit der letzten Bürgermeisterwahl, besonders weil er sich nicht mitschuldig an der Deduktion einer vom Bürgermeister selbstherrlich dem Steueramt vorgekauften Umlagerhöhung machen wollte, mit seinen vormaligen Parteifreunden nicht mehr vertragen konnte. Auch denkt er arbeiterfreundlicher, jedoch nahe unter Vorsitz des Pfarrers Luz und des Gutbesizers Ragnoschek gefassten Fraktionsbeschlüsse und die Ablehnung der von der Opposition eingebrachten guten Vorschläge gegen seinen gesunden Sinn gingen. Wie wohl er lange Zeit seiner Partei Disziplin wahrte, kam es schließlich doch zu offenem Konflikt, im Verlaufe dessen er von seiner Partei ausgeschlossen wurde. Das war nicht seine, sondern anderer Schande. Nunmehr hat Löb sein Gemeinderatsmandat niedergelegt. Als Nachfolger tritt Franz Schraml in den Gemeinderat ein, der schon wegen Wilddiebstahles mit sechs Wochen Arrest bestraft ist. Hoffentlich ein guter Fang.

Unter Punkt 2 gelangte der Voranschlag pro 1929 zur Beratung, zu dem zu bemerken ist, daß für die Schule ein Nachtragskredit von 1057 Schilling bewilligt und das Erfordernis für die Schule pro 1929 mit 3500 Schilling gegenüber 2500 Schilling im Jahre 1928 bemessen wurde.

Unter Allfälligem wurde das Ansuchen Heinrich Wurfher um eine Wohnung oder um Gewährung einer Subvention zum Ankauf eines Objektes des ehemaligen Harter Lagers abgewiesen.

St. Georgen am Ybbsfeld. (Achtung, die Heimwehr geht um!) Nach der letzten Sitzung des Gemeinderates hat sich noch etwas zugegetragen, was der Lokalchronik einverleibt werden soll. Kaum daß die beiden Sozialdemokraten die Sitzung verließen, schälte man den Schustermeister Böhler, der besser bei seinem Leisten bliebe, auf die Suche der schon vorher aus der Sitzung gegangenen großdeutschen und christlichsozialen Gemeinderäte. Als sie beisammen saßen, nahm der satfam bekannte Ragnoschek das Wort, um die Notwendigkeit einer Heimwehr zu begründen. Er bezeichnete die Behinderung von Streiks, also den Kampf gegen die um ein größeres Stück Brot kämpfenden Arbeiter, als eine Hauptaufgabe der Heimwehr und erzählte in diesem sonderbaren Zusammenhang über die Gefahren, die dem Amstetner Gewerbebestand durch den Bau eines Arbeiterheimes, das mit Konium, Fleischhauerei, Bäckerei usw. ausgestattet werden soll, erwachsen werden. Will er vielleicht die kultur- und genossenschaftliche Arbeit der Sozialdemokraten mit einer Heimwehr vertun? Glaubst er und seinesgleichen, dies tun zu können, dann sind sie arme Tröpfe, ebenso gedanken- als gewissenlos! — Erfreulicherweise, wir stellen dies gerne fest, waren unsere Großdeutschen, zum wohlthuenden Unterschied von denen andernwärts, für die Lockungen des Herrn Ragnoschek und die gegen die Arbeiterschaft unaufrichtig betriebene Hege nicht zu haben und gaben deutlich genug zu verstehen, daß eine Heimwehr nicht nur nicht nützlich, sondern schädlich wäre. Herr Ragnoschek, der abgetane Rittmeister, täte gut daran, sich lieber um seine Wirtschaft zu kümmern, die sehr im Argen liegt und in der ihm noch der kleinste Bauer vieles lehren kann. Nach solchen und ähnlichen Belegungen verließen die vier Großdeutschen den christlichsozialen Bürgerkriegsrat.

Es ist ein trauriges Charakterbild: Erst kürzlich haben die Christlichsozialen den Führer der Großdeutschen als den größten Betrüger und Schwindler hingestellt, leichfertiger Bürgerfrieden im Dorf gebrochen, um für einen der ihnen die Obmannstelle in der Molkerei ergattern zu können, was der jesuitischen Regie auch tatsächlich gelang. Heute gehen sie zu demselben Mann, den sie unverdient so schwer beleidigt haben, betteln um Heimwehrmännern, da der Bürgerfrieden bedroht sei! — Ein herzliches Psui Teufel!

Ybbs an der Donau. (Terror im Bezirkssaltersheim.) Um den armen Pflöglingen Neuigkeiten des Tages zu vermitteln, hat unsere Organisation dafür gesorgt, daß täglich eine „Arbeiterzeitung“ und wöchentlich fünf „Anzugsfreuden“ an die Pflöglinge des Altersheimes gelangen. Da diese Lektüre aber im Wege der Zufindung an die Verwaltung nie in die Hände der Pflöglinge, sondern in den Fen gelangte, wurde sie nun in letzter Zeit von einem Genossen kolportiert. Aber auch da mußten wir die Erfahrung machen, daß kaum der Kolporteur das Heim verläßt, die „ehrwürdigen“ Schwestern sich streitbar in die Zimmer stürzen, den Pflöglingen die Lektüre entwinden und vernichten. Dieser schandbare Zu-

stand wird demnächst den Bezirksfürsorgern und, wenn nötig, noch andere Stellen beschäftigt. Zunächst verantwortlich machen wir den Sekretär des Fürsorgerrates Schulz.

Steinakirchen a. F. (Aus der Lokalorganisation.) Am 8. Dezember, 8 Uhr abends, fand in Herrn Schauers Gasthaus eine Versammlung statt. Gen. Steiner aus Melk als Referent des Kreises sprach über den Parteitag und über die politische Lage, was von den Mitgliedern mit Aufmerksamkeit verfolgt wurde. Bei Punkt „Eventuelles“ wurden mehrere Anfragen gestellt, die der Referent zur vollsten Zufriedenheit beantwortete. Am Sonntag, den 9. Dezember, fand im selben Lokal der Funktionärkurs statt, wo Gen. Steiner eingehend die Aufgaben in der Organisation, die Pflichten unserer Genossen in der Gemeinde, Orts- und Bezirksfürsorgerrat, Straßenausschuß sowie in den Gewerkschaften besprach.

Die schwierigsten unserer Vertrauensmännern geht, zeigt folgendes: Die Versammlung sollte in Weigl's Gasthaus stattfinden. Im letzten Moment wurde uns das Lokal verweigert. Die Genossen und Genossinnen von Steinakirchen und Umgebung werden sich das merken!

Seitenfestein. (Heinliche Toilette.) Der Rayonsinspektor des hiesigen Postens, Johann Sachs, war kürzlich als Hauptzeuge in einer Diebstahlsklage vor das Kreisgericht St. Pölten geladen. Während einer Verhandlungspause suchte er in menschlichem Bedürfnis die Toilette auf. Hierbei entglitt ihm der Ueberschwung samt Revolver, welcher zu Boden fiel, sich entlud und dem Besamten ein Projektil in den rechten Fuß jagte. Sachs mußte der Spitalsbehandlung zugeführt werden.

Weißenbach. (Verhängnisvolles Vergehen?) Während sich der Wirtschaftsbesitzer Josef Schupp (Haus Rohn in der Schwaig Nr. 15) mit seinen übrigen Hausgeossen am Morgen des 2. Dezember in der Kirche befand und die 18jährige Magd Maria Waldbauer und der 60jährige Knecht Josef Reisinger das Haus hüteten, brach plötzlich ein Feuer aus, welches rasch um sich greifend, das ganze Haus, alles Heu und Stroh, sämtliche Geräte und Fahrnisse vernichtete. Von den Tieren konnten 2 Pferde, 2 Stiere, 1 Kuh, 11 Schweine, einige Schafe und 50 Hühner nicht mehr gerettet werden und kamen in den Flammen um. Am Brandplatz arbeiteten die Feuerwehren von Goldberg, Weistrach, Kürnberg, Haag, Rohrbach und St. Peter. Der Schaden überschreitet bei weitem 50.000 Schilling (eine halbe Milliarde) und ist durch die Versicherung nur zur Hälfte gedeckt. Und die Brandursache? — Nach dem Fiktieren des Viehes soll angeblich die Magd vergessen haben, die Blechlaterne mitzunehmen; sie soll sie brennend auf einem Haufen Getreidegräten stehen gelassen haben. So soll das Licht niedergebrannt, infolge der Hitze das Glas gesprungen sein — und ein städtischer Hof ging in verheerenden Flammen auf...

Strengberg. (Großes Brandunglück.) Am 29. November mitternachts brannte aus bisher noch unbekannter Entstehungsursache das Anwesen des Wirtschaftsbesizers Franz Wieser in der Ramfau, Wörsenhub genannt, total nieder. 120 Fuhren Heu, 50 Fuhren Erntegut, dann alles Stroh, Holzvorräte und die Dampfmaschine fielen nebst dem Haufe selbst dem gefräßigen Element zum Opfer. Das Vieh konnte gerettet werden. Der Schaden beziffert sich mit 35.000 Schilling und ist durch Versicherung zum Teil gedeckt. Die Tätigkeit der Feuerwehren St. Valentin, Haag und Strengberg wurde durch empfindlichen Wassermangel wesentlich gehemmt.

VERBREITET die „Eisenwurzeln“

Markt Haag. (Ueb' immer Treu und Redlichkeit.) Kürzlich hat der Fleischhauer Heuberger vom Wirtschaftsbesitzer Gottlieb Halbmaner vulgo Bollinger eine Kälberkuh gekauft. Das Kalb, ein prächtiges Stück, kam in die Fleischbank, die Kuh verkaufte Herr Heuberger im guten Glauben, daß es wirklich eine Kälberkuh ist und Milch gibt, an einen Bauern in Weistrach weiter. Als Letzterer aber die Kuh eingekauft hatte und diese trotz alles Zuredens nur 3 Liter Milch gab, verständigte er den Fleischhauer, er möge das Tier zurücknehmen, da es doch unmöglich eine Kuh nach einem Kalb sein könne. Der Fleischhauer ließ die Kuh holen und wollte sie nun auch seinerseits dem Halbmaner zurückstellen, was aber Halbmaner anfänglich ablehnte. Erst als die Kuh bei einem anderen Bauern eingekauft wurde und auch dort die Milch nicht reichlicher wurde, wurde dem Halbmaner mit der Anzeige wegen Betrug gedroht, worauf der allzu Schlaue die Kuh zurücknahm und „erklärte“, daß das Kalb bei einer anderen Kuh getrunken hat und deshalb so fett geworden ist. Er hat eben eine „Gatte“ statt der Kälberkuh zum Verkauf erwirbt.

Markt-Haag. (Ambulante Werbestelle für das Bundesheer.) Im Rathaus der Marktgemeinde werden am 15. u. 16. Dezember Anmeldungen zur Aufnahme in das Bundesheer von einer ambulanten Werbestelle entgegen- genommen. Dokumente mitbringen!

Markt Haag. (Arbeiter, merkt es!) Die Spitzen der Haager Gesellschaft haben, um nicht rückwärts zu gehen, im Gasthof Holsbauer einen Tanzkursus für moderne Tänze abgehalten. Am 4. Dezember fand das köstliche Schlußkonzert statt. Bei erhöhten Preisen für Getränke und Speisen, um, wie sich der süße Herr A. T., bürgerlicher Zuckerbäckermeister, angeblich vernehmen ließ, zu verhindern, daß auch der B. d. e. l. komme. — Vielleicht verzichten die mairischen „Herren“ von Haag auch sonst auf den B. d. e. l. und sein Einkaufsgeld. — Arbeiter, merkt es euch!

St. Valentin. (Eine stolze Doppelfeier.) Sonntag, den 16. Dezember feiert, wie bereits im allgemeinen Teil des Blattes ausgeführt, St. Valentin die Eröffnung des neuerbauten Arbeiterheimes, das Werk der nur 30 Jahre bestehenden Ortsgruppe des Gewerkschaftsvereines der Eisenbahner.

Fest-Ordnung: 13.30 Uhr. Eröffnung des Heimes, Feier des 30-jährigen Bestandes der Gewerkschafts-Ortsgruppe und Ehrung der Jubilanten. 19.30 Uhr. Feiern der Eröffnung des Landesbildungsausschusses unter Mitwirkung der Konzertfängerin Genossin Kubešch, des Lanz-Verzettes Genossinnen Strandl, Neubauer und S. o. j. l., sowie der Genossen M. a. c. u., Direktor S. o. m. l. e. r. und H. u. g. e. r. Regiebeitrag für die Abendveranstaltung 80 Schilling.

Von der Kreispartei St. Pölten dürfte Genosse Nationalrat Schneberger ersichtlich sein.

St. Valentin. (Ubermals ertappte Wilderer.) Am 3. Dezember wurde der Kleinhausler Rudolf Nischl in Klein-Erla verhaftet, weil er durch den Verkauf mehrerer Rehdecken und durch den Besitz des laßender Werkzeuge des Wilderns dringend verdächtig war. — In der Einsau in Rötting wurden am 5. d. M. drei Wilderer bei frischer Tat ertappt. Der Sohn des Röttinger Wirtes, der Sohn vom Steffelbauer und ein Knecht vom Bauernhaus Feil in Rötting.

Ernsthofen. (Vergung einer Ems-Leiche.) Am 3. Dezember wurde am linken Emsufer bei Kronstorf die Leiche des am 5. d. M. bei Stromkilometer 29 ertrunkenen Wasserbauarbeiters Johann Rogner angeschwemmt, geborgen und in die Kronstorfer Leichenkammer gebracht.

Saidershofen. (Aufrütteln!) Sonntag, den 2. Dezember fand in unserer Lokalorganisation ein Funktionärskurs statt, der leider nur sehr wenige Zuhörer fand. Wir sagen leider, weil sich der Vortragende, Gen. Weißleiner aus St. Pölten redlich Mühe nahm, dem Vortrag zu entsprechen und uns manchen wertvollen Ratsschlag gab. Es wäre nur zu wünschen, daß seine Anregungen wenigstens bei den wenigen Besuchern auf fruchtbaren Boden fielen und beitragen, daß die Bauern ausgerüstet werden. Die Zeit, die wir leicht durchleben, erfordert eine straffere Organisation.

Sonntagberg. (Wehe, wenn es losgelassen!) Kürzlich hat die Kleinhauslerin Paula Schaidl vor ihrem Hause Reifig verbrannt. Durch den Wind wurden Funken gegen das Haus getragen, welches Feuer fing und im Nu das Haus zum Raub der Flammen werden ließ. Die Eheleute Schaidl und die Wohnpartei Singhuber konnten nur das nackte Leben retten.

Waidhofen. (Ein gar schreckliches Attentat.) Vom tiefsten Schwarz bis zum hellsten Blau waren sie versammelt, die derzeitigen Waidhofener von Waidhofen, und berieten in gehobener Stimmung, was nun zu geschehen habe, um den Dieb des Bürgermeisters Schnofl von St. Pölten abzuwehren. Was beabsichtigt denn der Bürgermeister Schnofl? Nun, er hörte die ununterbrochenen Klagen des Sachschulleiters der Lehrwerkstätte Waidhofen über die derzeit ganz unzeitgemäße Unterbringung der Anstalt und bot in der am 23. November 1928 tagenden Kuratoriumssitzung der Landeshypothekenanstalt die Baulichkeiten des ehemaligen St. Pöltner Gaswerkes zur Unterbringung der Schule an. Gleichzeitig erklärte er, es würde auch Vorfrage getroffen werden, daß die notwendigen Lehrkräfte in St. Pölten Wohnungen bekommen würden. Das ist das geplante „Attentat“ des Bürgermeisters Schnofl — wie dieses Anbot ein Veranlassungsdreher nannte.

In Niederösterreich sind bekanntlich drei autonome Städte, u. zw. Wr. Neustadt, St. Pölten und Waidhofen an der Ybbs. Die ersteren zwei werden von einer sozialdemokratischen Mehrheit verwaltet, wogegen letztere durch Jahrzehnte eine Hochburg der deutschnationalen Partei war. Seit sich aber die ehemaligen „Los-von-Rom-Stürmer“ in die Sakristei des Herrn Seipel geflüchtet haben, haben sie alle ihre sogenannten Belange zurückgelassen und zeren in der Gemeindefestung von Waidhofen unter der Führung des klerikalen Flügels an ein und demselben Strang des Rückschrittes. Wr. Neustadt und St. Pölten leisten unter der sozialdemokratischen Führung im Gemeinderat Aufbaubarbeit. In beiden Städten geht vor allem die Tendenz dahin, das Stadtgebiet zu erweitern. So wurden die angrenzenden Orte dem Stadtgebiete einverleibt, nicht nur um neuen Baugrund zu bekommen, sondern auch von dem logischen Gesichtspunkte aus, daß je größer ein einheitliches Wirtschaftsgebiet, desto leistungsfähiger das Ganze ist. So wurden Autobus-

linien errichtet, wodurch es den Bewohnern der angeschlossenen Stadtgebiete und weit darüber hinaus möglich gemacht wurde, mit wenig Geld und in kürzester Zeit in das Innere der Stadt zu gelangen, was Verkehr und Handel mächtig gehoben hat. Wohnungen, Wasserleitungen und Volksbäder wurden gebaut usw. Selbst die konservativsten Menschen in den genannten Städten müssen zugeben, daß ein aufbauender und vorwärtsstrebender Geist die Gemeindefestungen beherrscht. Und jetzt betrachten wir einmal die dritte autonome Stadt Niederösterreichs, die Stadt Waidhofen an der Ybbs, da wird es selbst dem Aneingeweihtesten nicht schwer fallen, sich bald, ob er will oder nicht, ein hartes Urteil zu bilden. So wird zum Beispiel jedwede Erweiterung des Stadtgebietes abgelehnt, weil unsere bürgerlichen Parteien nicht etwa die Wirtschaftlichkeit und ihre Vorteile für die gesamte Einwohnerschaft prüfen, sondern alles und jedes vom engstirnigen Standpunkt der Erhaltung der bisherigen politischen Machtverhältnisse in der Gemeindefestung sehen wollen und darnach handeln, weil sie von einer Einverleibung industrieller Randgebiete eine Einbuße in ihrer politischen und persönlichen Stellung im Gemeinderat fürchten. Als sich vor vier Jahren die derzeitige Gemeinde Böhlerwerk von der Landgemeinde Waidhofen abtrennte, mußte über den Rat der herrschenden Waidhofener Gemeindepartei zwischen der nun neu gebildeten Gemeinde Böhlerwerk und der Stadtgemeinde Waidhofen, ein sogenannter neutraler, der Landgemeinde zugehöriger Streifen eingefügt werden, damit ein eventuell später einmal eingehender Antrag auf Vereinigung Böhlerwerks mit Waidhofen auf dieses Hindernis stoße. So wird jede Erweiterung des Stadtgebietes unterbunden und der wirtschaftliche Aufstieg der Stadt verhindert. Mühten sich doch die umliegenden Gemeinden entschließen, Autobuslinien zu errichten, weil die Stadtwärter von Waidhofen das derzeit so wichtige Verkehrsmittel nicht richtig zu erkennen und zu werten wußten. Auch in allen anderen Hinsichten herrscht die Rückschrittlichkeit vor.

Bürgermeister Schnofl von St. Pölten hat nun durch seinen erschütternden Attentatsplan die Stadtwärter aus ihrem Dornröschenschlaf geweckt. Wer den veräulerten Geist kennt, welcher derzeit die Gemeindefestung Waidhofens beherrscht, wird aber un schwer voraussetzen können, daß eine merkliche Veränderung unter der derzeitigen Verwaltung kaum zu erwarten ist. Deshalb wird jeder fortschrittlich gesinnte Bürger von Waidhofen einsehen, daß die derzeitigen in allen brennenden Fragen immer noch museal eingefesteten, nur Altes konservierenden, nichts Neues einlassenden Gemeindevorstände nicht die Männer sind, die unsere Stadt so verwalten könnten, wie dies im Interesse der Einwohnerschaft und im Zeitgeist gelegen wäre.

Werbet für die Eisenwurzeln

Waidhofen a. d. Y. (Die Zustände im Buchenbergheim.) Wir haben in der letzten Zeit die Zustände bei diversen Waidhofener Unternehmern an den Pranger gestellt und müssen heute wieder, selbst auf die Gefahr hin, von unseren lieben Christen als Heber beschimpft zu werden, die Verhältnisse im Buchenbergheim etwas beleuchten. Unglaublich aber Tatsache ist, daß in diesem staatlichen Institut 12 Stunden Tagesarbeit nichts ungewöhnliches, daß im Dezember sogar der 14. Stundentag nichts besonderes ist. Bei einem Monatslohn von 30—50 Schilling und Verpflegung erinnern diese Zustände nicht nur an die vormärzliche Zeit, sondern übertreffen sie noch. Erst alle dritten Sonntage nachmittags und einen halben Tag in der Woche haben diese bedauernswerten Arbeiterinnen frei. Ueberdies ist die Behandlung derart, daß man es nur der furchtbaren Arbeitslosigkeit zuschreiben muß, daß sich unter solchen Bedingungen noch Arbeitskräfte finden. Wehe, wenn eine solche Angestellte sich ihr Haar schneidet oder ähnliche Angelegenheiten persönlicher Art an sich vornimmt! Da verfallt sie der Kommandogewalt des Herrn Direktors, da gibt es keinen Widerspruch. Wenn den Angestellten angetreten ist in diesem Institut keine Seltenheit. Jedenfalls werden wir uns, wenn es notwendig sein sollte, mit dieser Anstalt noch etwas näher befassen. Ungerecht wäre es aber, den Direktor für diese ungeheuerlichen Zustände allein verantwortlich zu machen. Jedenfalls sollten die Angestellten bedenken, daß man mit Unorganisierten macht, was man will, besonders in einer Anstalt, die dem Bund gehört. Darum ist es auch zum Teil die Schuld der Angestellten selbst, daß sie unter solchen Umständen arbeiten müssen. Angestellte, organisiert euch! Nur so könnt ihr euch eure Lage verbessern.

Waidhofen an der Ybbs. („Jawu“ - Dm nibusse für Skiläufer.) Auf Wunsch und im Interesse aller Winterportler hat die „Jawu“ für jeden Sonn- und Feiertag um 12.50 Uhr mittags einen Omnibus zum Clarwoy eingeschaltet, damit das sonst so schwer erreichbare Gelände, das sich insbesondere für den Skisport ausgezeichnet eignet, bequem erreicht werden kann. Rückfahrtsmöglichkeiten: 15.30 Uhr und 18.30 Uhr.

Waidhofen an der Ybbs. (Weihnachtsausstellung der Siedlungsgemeinschaft.) Die Siedlungsgemeinschaft Waidhofen erjucht um Aufnahme folgender Zeilen: Wie in früheren Jahren veranstaltet die Siedlungsgemeinschaft in ihrem Verkaufslokal, Wehrerstraße 24, ein Verkaufsausstellung von Kunstgewerbearbeiten, Gebrauchsgegenständen und Spielwaren. Die Ausstellung ist von Sonntag, den 16. Dezember bis Montag, den 24. September täglich von 9 Uhr früh bis 7 Uhr abends geöffnet, Eintritt frei, kein Kaufzwang.

Ybbsf. (Der zehnjährige Bestand unserer Organisation. — Vollzogene Gründung der Lokalorganisationen Malsberg und Gstaab.) Programmgemäß und in feierlicher Art hat unsere Organisation Sonntag, den 9. Dezember 1928 das Fest ihres zehnjährigen Bestandes begangen und die Loslösung, bezw. Neugründung selbständiger Lokalorganisationen in Gstaab und Malsberg vollzogen. Ein umfassender Bericht über diese denkwürdige Veranstaltung werden wir in die nächste Nummer unserer „Eisenwurzeln“ einrücken. Aber schon heute wollen wir sagen, daß dieses Fest, so schön und würdig und erhehend es auch verlief, nur ein halbes Fest gewesen ist, weil der eigentliche Führer und Eckpfeiler unserer Bewegung, unser verehrter Genosse Richard Kremser unerbarmlich an die Krankenkasse gebunden war. Wir entbieten ihm die besten Wünsche für seine Genesung!

Ybbsf. (Die lieben Bekkern zählen.) Donnerstag, den 29. November fand endlich die gerichtliche Austragung der Entlassung des Genossen Brunnbauer durch die Herren W. W. Singler statt. Gute Sache braucht eben (fünf Monate!) Zeit. Und wie sehr haben wir das soziale Empfinden der Ybbsf. Säge- werksflüsterer unterschätzt; es war ihnen nur darum zu tun, dem Genossen Brunnbauer schon im ersten Jahre seines Arbeitsverhältnisses einen vierzehntägigen bezahlten Urlaub zu verschaffen und ihm seine Überstunden in feierlicher Öffentlichkeit nachzahlen, auch wenn zu diesen 95 Schilling noch 170 Schilling an Gerichts- und Doktorkosten kommen: Wer hätte das gedacht von diesen ansangs so zugeknöpften Unverwandten?

Über Scherz beiseite! Wenn es auch infolge freiwilliger Anerkennung aller Forderungen zu keinem Urteil gegen Singler kam, so geht doch aus Verlauf und Erfolg der Verhandlung deutlich hervor, daß der seinerzeit von der Ybbsf. Meistergenossenschaft an die Landesregierung eingereichte Arbeitsvertrag, der sich annahm, die Regelung des Entlassungsrechtes und der Arbeitszeit im klaren Widerspruch zum Gehebe der freien Vereinbarung anheimzugeben, nichts ist, als ein elender Fetzen Papier. „Achtstundentag und vierzehntägige Kündigung sind absolute Pflichten auch der Ybbsf. Unternehmer. Genossen und Genossinnen, nehmt dies zur Kenntnis und wahrt eure Rechte!

Radioapparate, Bellandteile, Ladestation Löw, St. Pölten Rathausgasse 10

Was bringt Radio-Wien nächste Woche?

Montag, 17. Dezember: 11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.15 Uhr Bild- runderfunksendung. 16.00 Uhr Nachmittagskonzert. 17.30 Uhr Wiener Wahrzeichen und ihre Deutung. 18.00 Uhr Jakob Schaffer (Eigenpreisung). 18.45 Uhr Bilder aus der Geschichte der Technik VIII. 19.15 Uhr Wiener Premieren. 19.55 Uhr Zeitzeichen, Wetterbericht, Nachrichten. 20.00 Uhr Heitere Vorträge. 21.00 Uhr Abendkonzert. Bildrunderfunksendung.

Dienstag, 18. Dezember: 11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.15 Uhr Bild- runderfunksendung. 16.00 Uhr Nachmittagskonzert. 17.30 Uhr Musikstunde für die Jugend. 18.00 Uhr Echte und gezielte Perlen. 18.30 Uhr Stunde der landwirtschaftlichen Hauptkategorie. 19.00 Uhr Französischer Sprachkurs U. 19.35 Uhr Englischer Sprachkurs A. 20.05 Uhr Zeitzeichen, Wetterbericht, Nachrichten. 20.10 Uhr Vorträge Wilhelm Klisch. 21.00 Uhr „Das Haupttreffer- dorf“. Konzert. Bildrunderfunksendung.

Mittwoch, 19. Dezember: 11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.15 Uhr Bild- runderfunksendung. 16.00 Uhr „Sinnlicher Nach- mittag“. 18.10 Uhr Führende Meister der österr. Kunst VII. 18.40 Uhr Experimentvorführung für Österreich. 18.55 Uhr Stunde der Kammern für Arbeiter und Angestellte. 19.25 Uhr Zeitzeichen, Wetterbericht, Nachrichten. 19.30 Uhr Übertragung aus dem Konzerthaus: 3. Abonnements- Symphoniekonzert. Letzte Abendmusik. Bild- runderfunksendung.

Donnerstag, 20. Dezember:

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.15 Uhr Bild- runderfunksendung. 16.00 Uhr Nachmittagskonzert. 17.10 Uhr Musikstunde für Kinder. 17.30 Uhr Bericht für Reise und Fremdenverkehr. 17.55 Uhr Über die jüngere österreichische Dichtung. 18.25 Uhr Stunde der Kammern für Arbeiter und Angestellte. 18.55 Uhr Der Ablauf der Lebens- ereignisse im menschlichen Körper VII. 19.25 Uhr Zeitzeichen, Wetterbericht, Nachrichten. 19.30 Uhr Übertragung aus der Wiener Staatsoper: „Die ägyptische Helena“. Abendkonzert. Bild- runderfunksendung.

Freitag, 21. Dezember:

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.15 Uhr Bild- runderfunksendung. 16.00 Uhr Nachmittagskonzert. 17.25 Uhr Kammermusik. 18.10 Uhr Wochen- bericht für Körperport. 18.30 Uhr Führende Meister der österreichischen Kunst VIII. 19.00 Uhr Stunde der Kammern für Handel, Gewerbe und Industrie. 19.30 Uhr Italienischer Sprachkurs V. 20.00 Uhr Zeitzeichen, Wetterbericht, Nachrichten. 20.05 Uhr Cello-Sonaten. 21.05 Uhr Volkslieder- abend. Bildrunderfunksendung.

Samstag, 22. Dezember:

11.00 Uhr Vormittagsmusik. 15.15 Uhr Bild- runderfunksendung. 16.00 Uhr Nachmittagskonzert. 17.10 Uhr Aus Herbers Leben und Welt. 17.55 Uhr Mathilde Wildauer. 18.25 Uhr Stöße kurz — Erwin Kolbenheyer (Vorlesung). 19.20 Uhr Huber Trio. 20.10 Uhr Zeitzeichen, Wetterbericht, Nachrichten. 20.15 Uhr „Doktor Klaus“. Über- tragung der Sazband aus der Grill- Room (Hotel Bristol). Bildrunderfunksendung.

Sonntag, 23. Dezember:

10.20 Uhr Chornoträge der Wiener Sängerknaben. 11.00 Uhr Konzert des Wiener Sym- phonieorchesters. 15.30 Uhr Bildrunderfunksendung. 16.00 Uhr Nachmittagskonzert. 18.00 Uhr Eine Reise durch Marokko. 18.45 Uhr Kammermusik. 19.30 Uhr Wiener Gefallen. 20.00 Uhr Zeitzeichen, Wetterbericht, Nachrichten. 20.05 Uhr „Brüderlein fein“. 21.30 Uhr Abendkonzert. Bildrunderfunk- sendung.

Buchdruckerei Gulenberg St. Pölten empfiehlt sich zur Anfertigung aller Drucksorten

Der Handelsvertrag mit Ungarn schadet den Bauern. Das müssen jetzt die Christlichsozialen zugeben.

Die Sozialdemokraten haben immer wieder darauf hingewiesen, daß der Handelsvertrag mit Ungarn sowohl die Mühlenindustrie wie die Landwirtschaft schädigt. Sie haben freilich bei den Christlichsozialen tauben Ohren gepredigt. Allmählich dämmert aber sogar in den Christlichsozialen die Erkenntnis auf, wie verfehlt ihre Sozialpolitik war. Da hat der Landeshauptmannsstellvertreter und Bauernkammerpräsident Reichert kürzlich in einer Rede unter anderem erklärt:

„Wir müssen mit allem Nachdruck von der Regierung fordern, daß sie vor allem alles veranlaßt, damit Ungarn die Exportprämien für ungarisches Mehl, die unsere Füllsäge völlig unwirksam machen, wieder aufhebt. Wir werden von dieser Forderung der Abschaffung der Exportprämien nicht ablassen und falls es nicht dazu kommt, die Kontingentierung der ungarischen Mehleinfuhr verlangen. Der Schutz unseres Getreidebaues ist nicht nur für die Flachlandgebiete Oesterreichs, sondern infolge des engen Zusammenhanges der Getreide- und Mehlpreise mit den Kleie- und Futtermittelpreisen für die gesamte Landwirtschaft Oesterreichs von größter Bedeutung. Die Solidarität aller Landwirte Oesterreichs wird unseren Forderungen den entsprechenden Nachdruck verleihen.“ Wozu man nur sagen kann, daß die Exportprämien vor allem daraus entstehen, daß der Getreidezoll im Verhältnis zum Mehlezoll viel zu hoch ist. Notwendig ist die Ermäßigung der Getreidezölle bei gleichbleibendem Mehlezoll. Dann wird die Mehleinfuhr sofort zurückgehen und auch der Kleipreis fallen. Wenn die Christlichsozialen den Bauern wirklich helfen wollten, so müßten sie den Weg gehen, den die Sozialdemokraten gewiesen haben.

Ludwig Benesch Annoncen-Expedition St. Pölten, Hefstraße Nr. 6 Fernsprecher 458 Durchführung jeder Reklame auf allen Plätzen des In- u. Auslandes

Ihr Einkaufshaus für Weihnachten

bleibt wieder die altrenommierte Firma

RUDOLF HÖFINGER, ST. PÖLTEN

Gegründet 1811

Herrenplatz-Herrengasse, Telephon 48

Gegründet 1811

Spielwaren

Größte Auswahl in Teddybären, Tieren auf Rädern, Schaukelpferden, Puppenwagen, Eisenbahnen, Autos, Dampfmaschinen, Kinos, Steinbaukasten, Laubsägeartikel, Gesellschafts- und Beschäftigungsspiele, Kinder-Fahrräder und Autos, Bilderbücher, Matador und Metallbaukasten, Gummibälle.



Puppen

in besonders reicher Auswahl und allen Preislagen

Geschenkartikel

Aufsätze und Fruchtkörbe, Schreibzeuge und Likör-Services, Rauchtische und Garnituren, Blumenständer und Nähkassetten, Photographie- und Postkartenalben, Porzellan-Nippes, Damen-Handtaschen, Manikür- und Kammerkassetten, Vasen, Küchentonnengarnituren, Standuhren

Christbaumschmuck

in besonders schöner Zusammenstellung

Besichtigen Sie die Schaufenster und unsere Weihnachtsausstellung

Ein praktisches Geschenk für Weihnachten

Kaufen Sie bei

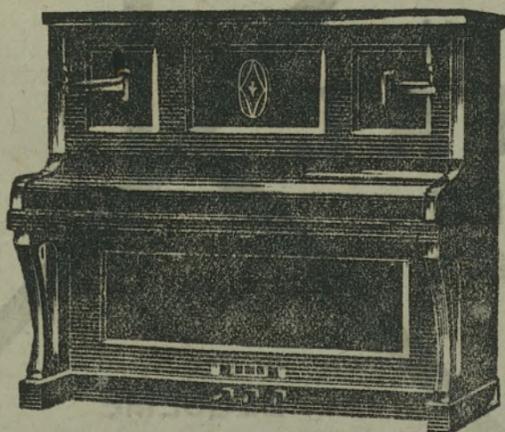
Otto Eybner, St. Pölten (Bahnhofplatz)


 Rodeln, Schlittschuhe, Laubsägewerkzeuge, rostfreie Bestecke, Küchenwagen,
 
 Küchenetageren, Original Gillette Rasierapparate in großer Auswahl usw. usw.

Wollen Sie ein Weihnachtsgeschenk von ?
immer gleichbleibenden Wert anschaffen ?

Ehrlich und gewissenhaft berätet Sie beim Ankauf des besten und schönsten Festgeschenkes, bei Anschaffung eines Klaviers, das Klavierhaus STROBLHOF. Lagernd finden Sie die österreichischen Spezialerzeugnisse von Weltruf: Bösendorfer, F. Ehrbar, Stelzhammer, Heitzmann, Nemetschke, Pappenberger und Skop

Durchführung sämtlicher Reparaturen, Klavierstimmen. Langfristige Teilzahlungen. Reelle Fabriksgarantie bis zu 10 Jahre. Kauf, Tausch, Miete zu den kulantesten Bedingungen



KLAVIERHAUS
STROBLHOF
ST. PÖLTEN

SCHIESSTATTPROMENADE Nr. 9
BRUNNGASSE Nr. 18

TELEPHON 411



HERRENKLEIDER staunend billig bei guter Qualität:

Herren-Anzüge S 58,—, Herren-Winterröcke (wattiert) S 48,—, Herren-Raglan S 65,—, Ski-Anzüge S 69,—, Lederröcke (auch für Damen) von S 75,—, Herren-Hubertusmäntel S 30,— sowie sämtliche andere Herren- und Damenkleider zu billigen Preisen und großer Auswahl (Zahlungserleichterung) im Kleiderhaus **Jakob Kohn, St. Pölten, Linzerstraße 20 (neben Gasthaus Stöger)**

Weihnachtsüberraschung

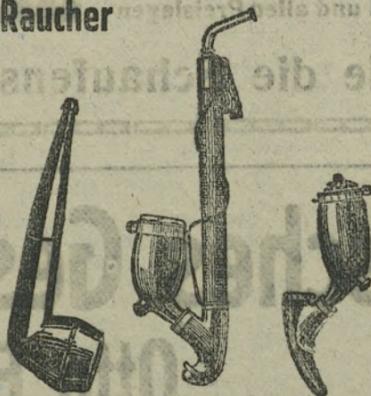
Damen-Schneeschuhe	S 11 ⁸⁰
Damen-Schneeschuhe (Marke Wimpassing)	S 15 ⁸⁰
Damen-Schneeschuhe mit Modesamtkragen	S 15 ⁸⁰
Damen-Schneeschuhe (Echt Russische)	S 16 ⁸⁰
Kinder-Schneeschuhe mit warmen Kameihaarfutter	S 11 ⁸⁰
Herren-Schneeschuhe, besonders für Autofahrer	S 19 ⁸⁰
Herren-Galoschen mit Wasserzunge (Prima Ausführung)	S 10 ⁸⁰
Damen-Galoschen mit Wasserzunge (Prima Ausführung)	S 8 ⁸⁰
Damen-Lackspangenschuhe, gute Qualität	S 20 ⁸⁰
Herren-Lackhalbschuhe (Original Goodyear Welt)	S 30 ⁸⁰
Damen-Modeatlassin-Tanzschuhe	S 10 ⁸⁰
Kamelhaar-Damenhausschuhe mit Filz- und Ledersohle	S 3 ⁸⁰
Kamelhaar-Herrenhausschuhe mit Filz- und Ledersohle	S 3 ⁸⁰
Kamelhaar-Kinderschnallenhausschuhe mit Ledersohle	S 2 ⁸⁰

Handgearbeitete Goiserer-, Ski-, Sport- und Arbeitsschuhe.

Trotz Billigkeit — Qualitätswaren!

Spezialschuhhaus Siegfried Kohn
St. Pölten, Linzerstraße 3

Passende Weihnachtsgeschenke für
Raucher



Spielkarten
in größter Auswahl



Besichtigen Sie meine Schaufenster!

Karl Sartory, St. Pölten, Kremsergasse 8

HARMONIUMS

PIANINOS

FLÜGEL

VERKAUF

TAUSCH

MIETE

KLAVIERMACHER
FRIEDRICH
DEHMAL

ST. PÖLTEN
DOMGASSE NR. 8

GEGR. 1856

NIEDERLAGE
ERSTER FABRIKEN

BEQUEME
TEILZAHLUNGEN

Die Quelle

Nr. 37

„Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“.

Die Götter dürfen.

Roman aus der französischen Revolution

von

Anatole France.

(13)



Sie sank ohnmächtig dahin. Doch in dem Schatzen ihrer Unnachtung fühlte sie ihren Busen von Abscheu und Wollust schwellen. Sie kam halb zu sich; das Weiße ihrer Augäpfel trat unter ihren schweren Lidern hervor. Ihre Brust hob sich und ihre tastenden Hände suchten ihren Geliebten. Sie preßte ihn in ihre Arme, als wollte sie ihn erdrücken, krallte ihre Nägel in sein Fleisch und gab ihm mit ihren zuckenden Lippen den stummsten, längsten, schmerzlichsten und süßesten Kuß.

Sie liebte ihn mit allen Sinnen und je furchtbarer, je grausamer, je scheußlicher er ihr erschien, je mehr sie ihn mit dem Blut seiner Opfer bedeckt sah, um so mehr hungerte und dürstete sie nach ihm.

Siebzehntes Kapitel.

Am 24. Frimaire um zehn Uhr morgens, bei klarem, rosigem Sonnenschein, der das Eis der Nacht auftaute, begaben sich die Bürger Guenot und Delourmel, Kommissare vom allgemeinen Sicherheitsausschuß, in die Barnabitenkirche und ließen sich zum Ueberwachungsausschuß des Bezirkes führen, der im früheren Kapitelsaal seinen Sitz hatte. Sie trafen den Bürger Beauvisage, der gerade Holzschichte in den Kamin warf, wurden ihn aber infolge seiner kleinen, verkrüppelten Gestalt nicht gleich gewahr.

Mit der brüchigen Stimme aller Budaligen lud der Bürger Beauvisage die Kommissare ein, Platz zu nehmen und stellte sich ihnen ganz zur Verfügung.

Guenot fragte ihn, ob ihm ein früherer Desplettes bekannt sei, der in der Nähe des Pont-Neuf wohnte. „Es ist“, wie er hinzufügte, „einer, den ich verhaften soll.“

Damit entfaltete er den Befehl des allgemeinen Sicherheitsausschusses.

Beauvisage überlegte eine Weile, dann erwiderte er, daß ihm ein Individuum Desplettes nicht bekannt sei und daß der Verdächtige dieses Namens nicht im Bezirk wohnen könnte. Auch einige Teile der Bezirke „Museum“, „Einheit“, „Marat“ und „Marseille“ lagen ja in der Nähe des Pont-Neuf; und wenn er doch im Bezirke wohnen sollte, dann

jedenfalls unter anderem Namen, als dem im Verhaftungsbefehl genannten. Nichtsdestoweniger sollte er bald ermittelt werden.

„Verlieren wir keine Zeit!“ sagte Guenot. „Er fiel unserer Wachsamkeit auf durch einen Brief einer seiner Mitschuldigen, der aufgefangen und dem Ausschuß vor vierzehn Tagen übergeben wurde. Erst gestern abends hat der Bürger Lacroix Kenntnis davon genommen. Wir sind überlaufen; die Anzeigen treffen von allen Seiten in solcher Fülle ein, daß man nicht mehr weiß, auf wen man hören soll.“

„Auch beim Ueberwachungsausschuß des Bezirkes“, sagte Beauvisage stolz, „laufen unausgesetzt Anzeigen ein. Die einen machen ihre Enthüllungen aus Gesinnung; andere besticht der Hunderttaus-Schein. Viele Kinder denunzieren ihre Eltern, um sie zu beerben.“

„Dieser Brief“, sagte Guenot, „stammte von einer früheren Rochemaure, einer galanten Frau, bei der Biribiri gespielt wurde. Er trägt die Adresse eines Bürgers Rauline, ist aber für einen Emigranten in Pitts Diensten bestimmt. Ich habe ihn bei mir, um Ihnen die nötigen Mitteilungen über den Desplettes zu machen.“

Er zog den Brief aus der Tasche.

„Er beginnt“, sagte er, „mit ausführlichen Angaben über die Konventsmitglieder, die man nach Behauptung dieser Frau mit Geld bestechen könnte oder auch mit dem Versprechen einer hohen Stellung in einer neuen, stabileren Regierung als diese. Dann folgt dieser Passus:

„Ich komme eben von Herrn Desplettes; er wohnt nahe beim Pont-Neuf in einer Dachstube, in der ihn nur die Katzen und der Teufel finden können. Seinen Lebensunterhalt verdient er sich mit Anfertigen von Hampelmännern. Er ist ein Mann von Verstand, darum teile ich Ihnen das Wesentlichste aus seinem Gespräch mit. Er glaubt nicht, daß der gegenwärtige Zustand noch lange andauern wird. Sein Ende sieht er nicht im Siege der Koalition und die Ereignisse scheinen ihm recht zu geben. Denn, wie Sie wissen, sind die Nachrichten vom Kriegsschauplatz seit einiger Zeit schlecht. Eher glaubt er an einen Aufstand der kleinen Leute und der Frauen aus dem Volke, die noch fest an ihrer Religion hängen. Der allgemeine Schrecken, den das Revolutionstribunal verbreitet, wird nach seiner Meinung bald ganz Frankreich gegen die Jakobiner in Aufruhr bringen. Dieses Tribunal“, sagte er scherzend, „das die Königin von Frankreich und eine Brotassträgerin richtet, gleicht jenem William Shakespeare, den die Engländer so lieben“ usw. Er hält es nicht für unmöglich, daß Robespierre die Königin-Witwe heiratet und sich zum Protektor des Königreiches machen läßt. — Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie die mir geschuldeten Summen, d. h. tausend Pfund Sterling, auf dem gewohnten Weg zukommen ließen. Aber schreiben Sie ja nicht an Herrn Morhardt: er ist eben verhaftet worden und ins Gefängnis gekommen“ usw.

„Herr Desplettes verfertigt Hampelmänner“, sagte Beauvisage; „das ist ein wertvoller Fingerzeig. . . Freilich gibt es viele solche kleine Gewerbe im Bezirk.“

„Dabei fällt mir ein“, bemerkte Delourmel, „daß ich meinem Töchterchen Natalie, der jüngsten, eine Puppe versprochen habe. Sie liegt krank am Scharlachfieber; die Flecken sind gestern gekommen. Das ist keine gefährliche Krankheit, verlangt aber viel Pflege. Und Natalie ist für ihre Jahre sehr entwickelt und geistig frühreif, bei zarter Gesundheit.“

„Ich“, sagte Guenot, „habe nur einen Jungen. Er spielt Reifen mit Faßbändern und macht sich kleine Montgolfieren, indem er in Säcke bläst.“

„Sehr oft“, bemerkte Beauvisage, „spielen die

Kinder am liebsten mit Dingen, die kein Spielzeug sind. Mein Nefse Emil, ein geweckter Junge von sieben Jahren, amüsiert sich den ganzen Tag mit kleinen Holzstücken, aus denen er Bauten aufführt. . . Eine Priese gefällig?“

Damit bot er den beiden Kommissaren seine Schnupftabaksdose an.

„Jetzt müssen wir unserem Halunken an den Kragen“, sagte Delourmel, ein Mann mit mächtigem Schnurrbart und rollenden Augen. „Ich habe heute morgen Appetit auf Aristokraten-Ragout mit einem Glas Weißwein.“

Beauvisage schlug den Kommissaren vor, mit ihnen in den Laden seines Kollegen Dupont des Aelteren auf der Place Dauphine zu gehen. Der wußte sicher Bescheid über den Desplettes.

Sie schritten durch die frische Morgenluft, von vier Grenadieren der Sektion begleitet.

„Haben Sie“, fragte Delourmel seine Gefährten, „schon das ‚Jüngste Gericht der Könige‘ gesehen? Das Stück ist sehenswert. Der Verfasser stellt dar, wie alle Könige Europas auf eine öde Vulkaninsel geflohen sind und von dem Vulkan verschlungen werden. Ein patriotisches Stück.“

Am Ende der Rue de Harlay erblickte Delourmel einen Handwagen, der wie eine Kapelle blinkte. Eine alte Frau schob ihn, die über ihrer Haube einen Hut aus Wachsleinen trug.

„Was verkauft die Alte da?“ fragte er.

Sie antwortete selbst:

„Sehen Sie, meine Herren, kaufen Sie. Ich habe Rosenkränze, Kreuze, Bilder vom heiligen Antonius, heilige Schweißtücher, Tücher der heiligen Veronika, Ecce Homos, Agnus Dei, Hörner und Ringe vom heiligen Hubertus und alle frommen Gegenstände.“

„Das Arsenal des Fanatismus!“ rief Delourmel aus und begann ein summarisches Verhör mit der Straßenhändlerin, die auf alle seine Fragen antwortete: „Mein Sohn, seit vierzig Jahren verkaufe ich fromme Gegenstände.“

Der Kommissar vom allgemeinen Sicherheitsausschuß sah einen Blaurock vorbeikommen und rief diesem die verdugte Alte in die Conciergerie abzuführen.

Der Bürger Beauvisage bemerkte dagegen, daß es wohl Sache des Ueberwachungsausschusses sei, diese Händlerin zu verhaften und sie nach dem Bezirkshause zu bringen; überdies wußte man nicht mehr, wie man sich dem früheren Kull gegenüber benehmen und ob man alles erlauben oder verbieten sollte, um es der Regierung recht zu machen.

Als sie in den Tischlerladen kamen, hörten die drei Kommissare wütendes Geschrei, vermischt mit dem Knirschen der Säge und dem Rumpeln des Hobels. Zwischen dem Tischler Dupont dem Aelteren und seinem Nachbar, dem Portier Remacle, war wegen dessen Frau ein Streit ausgebrochen. Ein unwiderstehlicher Drang trieb die Bürgerin Remacle immer wieder in die Tischlerwerkstätte, von wo sie stets voller Hobel- und Sägespäne in die Portiersloge zurückkehrte. Der entrüstete Portier versekte Mouton, dem Hunde des Tischlers, einen Fußtritt, obwohl sein eigenes Töchterchen Josephine das Tier gerade zärtlich umschlang. Josephine geriet in Wut und überhäufte ihren Vater mit Schimpfwörtern; und der Tischler schrie mit gereizter Stimme: „Lumpenkerl! Ich verbiete dir, meinen Hund zu mißhandeln!“

„Und ich“, entgegnete der Portier, seinen Besen erhebend, „ich verbiete dir. . .“

Während er noch sprach, slog ihm der Hobel des Tischlers am Kopfe vorbei und streifte ihn.

Sobald er den Bürger Beauvisage mit den beiden Kommissaren erblickte, lief er auf ihn zu und sagte:

„Bürger Kommissar, du bist Zeuge, daß dieser Verbrecher mich ermordet hat. . .“

Der Bürger Beauvisage, auf dem Haupte die rote Mütze, das Abzeichen seiner Würde, streckte Frieden gebietend den Arm aus und sagte zu den beiden Feinden:

„Hundert Sous für den, der mir angibt, wo sich ein Verdächtiger befindet, der vom allgemeinen Sicherheitsausschuß gesucht wird. Es ist der frühere Desplettes, der Hampelmänner fabriziert.“

Da gaben beide, der Tischler wie der Portier, die Dachkammer von Brotteug an und stritten sich nur noch um das Assignat von hundert Sous, das dem Angeber versprochen war.

Delourmel, Guénot und Beauvillage, gefolgt von den vier Grenadiern, dem Portier Remacle, dem Tischler Dupont und einem Duzend Gassenbuben der Stadtgegend, stiegen gemeinsam die Treppe hinauf, die unter ihren Schritten erbebt, und kletterten die Bodenleiter empor.

Brotteaur sah in seiner Dachkammer und schnitt Hampelmänner aus, während der Vater Longuemare, ihm gegenüberstehend, ihre verstreuten Glieder auf Bindfäden zog und mit Berriedigung sah, wie unter seinen Singern Takt und Harmonie entstanden.

Als der Mönch die Gewehrholben auf der Treppe dröhnen hörte, erbebt er an allen Gliedern. Nicht daß er mehr Angst gehabt hätte als Brotteaur, der unbewegt blieb, aber die irdischen Rückichten hatten ihn nicht gelehrt, seine Haltung zu bewahren. Bei den Fragen des Bürgers Delourmel begriff Brotteaur, woher der Schlag kam, und er erkannte etwas spät, daß man sich den Frauen nie anvertrauen soll. Der Kommissar forderte ihn auf, ihm zu folgen; er nahm seinen Lukrez und seine drei Hemden mit.

„Dieser Bürger,“ sagte er auf den Vater Longuemare deutend, „ist ein Gehülfe, den ich zur Anfertigung meiner Hampelmänner engagiert habe. Er wohnt hier.“

Da aber der Mönch keinen Bürgerchein vorweisen konnte, so wurde er mit samt Brotteaur verhaftet.

Als der Zug an der Portiersloge vorbeikam, blickte die Bürgerin Remacle, auf ihren Besen gestützt, ihren Mieter mit der Miene der Tugend an, die das Laster in der Hand des Gehezes sieht. Die kleine Josephine hielt Mouton verächtlich am Halsband zurück, als er den Freund, der ihm Zucker gegeben, liebkosen wollte. Ein Schwarm Neugieriger erfüllte die Place de Thionville.

Am Fuße der Treppe traf Brotteaur mit einem Bauernmädchen zusammen, das die Treppe hinauf wollte. Sie trug unterm Arm einen Korb voll Eier und in der Hand einen Brotlaib, in ein Tuch eingeschlagen. Es war Mhenais. Sie kam aus Palaisneau, um ihrem Koffer eine Dankesgabe zu bringen. Als sie merkte, daß Beamte und vier Grenadiere „Herrn Maurice“ abführten, blieb sie verblüfft stehen und fragte, ob es denn wahr sei, trat auf den Kommissar zu und sagte mit sanfter Stimme:

„Sie wollen ihn doch nicht verhaften? Das ist doch gar nicht möglich. . . Sie kennen ihn ja gar nicht! . . . Er ist so gut wie der liebe Gott.“

Der Bürger Delourmel stieß sie zurück und winkte den Grenadiern, weiterzugehen. Da schleuderte Mhenais die schmutzigsten Schimpfworte, die gemeinsten Schmähungen gegen die Beamten und Soldaten, so daß ihnen zumute war, als würden alle Eimer vom Palais Royal und der Rue Fromenteau auf sie ausgegossen. Dann schrie sie mit einer Stimme, die über den ganzen Platz gellte und die Menge der Zuschauer erbeben ließ:

„Es lebe der König! Es lebe der König!“

Uchzehntes Kapitel

Die Bürgerin Gamelin liebte den alten Brotteaur und hielt ihn für den lebenswürdigsten und zugleich für den bedeutendsten Menschen, den sie jemals kennen gelernt hatte. Als man ihn abführte, hatte sie ihm nicht Lebwohl gesagt, aus Furcht, der Staatsgewalt Troß zu bieten, und weil sie in ihrer niedrigen Stellung die Feigheit für eine Pflicht hielt. Aber sie hatte von ihm einen Blick empfangen, von dem sie sich nicht erholt.

Sie konnte nichts essen und klagte, daß sie den Appetit in dem Augenblick verloren hätte, wo sie endlich genug besaß, um ihn zu befriedigen. Ihren Sohn bewunderte sie noch; allein sie wagte nicht mehr an das furchtbare Amt zu denken, das er verrichtete, und war froh, nur eine unwissende Frau zu sein, um ihn nicht verurteilen zu müssen.

In der Tiefe eines Koffers hatte die arme Mutter einen alten Rosenkranz gefunden. Sie wußte zwar nicht recht damit umzugehen, aber er beschäftigte doch ihre zitternden Finger. Nachdem sie sich bis in ihr Alter wenig um die Relion bekümmert hatte, wurde sie fromm und betete den ganzen Tag im Herdwinkel zu Gott, daß er ihren Sohn und den guten Brotteaur erretten möchte. Elodie kam oft zu ihr; sie wagten sich nicht in die Augen zu sehen und plauderten, beieinander sitzend, von gleichgültigen Dingen.

Eines Tages im Monat Pluviose, als ein dichtes Schneegestöber den Himmel verdüsterte und alle Geräusche der Stadt dämpfte, hörte die Bürgerin Gamelin, die allein in der Wohnung war, an die Tür pochen. Sie fuhr zusammen; seit Monaten verfehle sie das geringste Geräusch in Schrecken. Als sie die Tür öfnete, trat ein junger Mann von achzehn bis zwanzig Jahren mit dem Hut auf dem Kopf ein. Er trug einen schlackengrünen Carrick, dessen drei Kragen seine Brust und Taille bedeckten, und englische Stutzstiefel. Sein kastanienbraunes Haar fiel in Locken auf seine Schultern herab. Er schritt bis in die Mitte des Altlers, wie um möglich in das Licht zu treten, das bei dem Schneetreiben noch durch die Scheiben fiel, und blieb eine Weile stumm und unbeweglich stehen.

Schließlich, als die Bürgerin Gamelin ihn sprachlos anblickte, sagte er:

„Erkennst du deine Tochter nicht?“ . . .

Die alte Frau schug die Hände zusammen.

„Julie! . . . Du! . . . Gott, ist's möglich?“ . . .

„Ja, gewiß, ich bins! Unarme mich, Mutter.“

Die Witwe Gamelin schloß ihre Tochter in die

Arme und ließ eine Träne auf ihren Mantelkragen fallen. Dann fuhr sie in bangem Tone fort:

„Du in Paris!“ . . .

„Ach Mama, warum bin ich nicht allein gekommen! . . . Mich erkennt niemand in dieser Kleidung.“

Der Carrick verbarg ihre Formen in der Tafel, und sie sah nicht anders aus als viele junge Leute, die wie sie langes, in der Mitte geschweiftes Haar trugen. Ihre feinen und anmutigen Gesichtszüge, vom Wetter gebräunt, von Erschöpfung hohl, von Sorgen gehärtet, gaben ihr ein keckes, männliches Aussehen. Sie war schlank, hatte lange, gerade Beine und sichere Bewegungen; nur ihre helle Stimme konnte sie verraten.

Ihre Mutter fragte sie, ob sie Hunger hätte. Sie erwiderte, daß sie gern etwas äße, und als die Witwe ihr Brot, Wein und Schinken auftrug, langte sie zu, einen Elbogen aufgestemmt, schön und heißhungrig wie Ceres in der Hülle der alten Baubo.

„Mama,“ fragte sie, das Glas noch an den Lippen, „weißt du, wann mein Bruder heimkehrt? Ich will mit ihm reden.“

Die gute Frau blickte ihre Tochter verlegen an und gab keine Antwort.

„Ich muß ihn sprechen,“ wiederholte Julie. „Mein Gatte ist heute früh verhaftet und ins Gefängnis gebracht worden.“

Den sie als Gatten bezeichnete, war Fortuné von Chassagne, vormals Edelmann und Offizier im Regiment Vouillé. Er hatte eine Liebshait mit ihr gehabt, als sie Modistin in der Rue des Lombards war. Als er nach dem 10. August auswanderte, hatte er sie entführt und mit nach England genommen. Er war ihr Liebhaber, doch sie fand es vor ihrer Mutter dezent, ihn als Gatten zu bezeichnen. Auch sagte sie sich, daß das Unglück ihre Ehe befestigt hätte und daß das Elend ein Sakrament sei. Mehrmals hatten sie beide die Nacht auf einer Bank in den Londoner Parks verbracht und unter den Tischen der Schenken von Picadilly die Brotreste aufgefressen.

Ihre Mutter gab keine Antwort und blickte sie trüb an.

„Verstehst du mich nicht, Mama? Die Zeit drängt, ich muß Evarist gleich sprechen. Er allein kann Fortuné retten.“

„Julie,“ erwiderte die Mutter, „es ist besser, du sprichst mit deinem Bruder nicht.“

„Wie? Was sagst du, Mutter?“

„Ich sage, es ist besser, du sprichst mit deinem Bruder nicht über Herrn von Chassagne.“

„Mama, es muß doch sein!“

„Mein Kind, Evarist vergibt es Herrn von Chassagne nicht, daß er dich entführt hat. Du weißt, mit welchem Ingrimm er von ihm sprach, welche Namen er ihm gab.“

„Ja, er nannte ihn Verführer,“ sagte Julie mit zischendem Lachen und zuckte die Achseln.

„Mein Kind, er ist tödlich beleidigt. Evarist hat geschworen, nie mehr von Herrn von Chassagne zu sprechen. Und seit zwei Jahren hat er von ihm wie von dir nicht ein Wort gesagt. Seine Gesichtszüge haben sich nicht geändert. Du kennst ihn: er vergibt euch nicht.“

„Aber Mama, wenn doch Fortuné mich geheiratet hat . . . in London . . .“

Die arme Mutter erhob Augen und Arme gen Himmel.

„Es genügt, daß Fortuné ein Aristokrat, ein Ewigrant ist, damit Evarist ihn als Feind behandelt.“

„Kurz und gut, antworte mir, Mama. Glaubst du, wenn ich ihn bitte, beim Staatsanwalt und beim allgemeinen Sicherheitsausschuß die nötigen Schritte zu tun, um Fortuné zu retten, daß er mir es abschlägt? Aber Mama, er wäre ja ein Ungeheuer, wenn er das täte!“

„Mein Kind, dein Bruder ist ein Ehrenmann und ein guter Sohn. Aber bitte ihn nicht, sich für Herrn von Chassagne zu verwenden . . . Hör' mich an, Julie. Er vertraut mir seine Gedanken nicht an, und ich wäre gewiß auch nicht imstande, sie zu begreifen . . . Aber er ist Geschworener, er hat Grundsätze, er handelt nach seinem Gewissen. Bilde ihn um nichts, Julie.“

„Ich sehe, du kennst ihn jetzt. Du weißt, er ist kalt, fühllos, ein böser Mensch, voller Ehr eiz und Eitelkeit. Und du hast ihn mir stets vorgezogen. Als wir noch alle drei zusammen lebten, stelltest du mir ihn als Mutter hin. Sein fleißiges Benehmen, seine feierliche Redeweise imponierten dir, du entdecktest an ihm alle Tugenden. Aber mich schaltest du stets, mir trauest du alle Laster zu, weil ich ehrlich war und auf die Bäume kletterte. Du hast mich nie leiden können. Du liebtest ihn allein. Ja, ich hasse deinen Coar, er ist ein Heuchler ist er.“

„Schweig, Julie; ich war eine gute Mutter, gegen dich wie gegen ihn. Ich ließ dich einen Beruf ergreifen. Es lag nicht an mir, daß du kein anständiges Mädchen bleibst und nicht in deinem Stande verbleibst. Ich habe dich von Herzen geliebt und liebe dich noch. Ich vergebe dir und liebe dich. Aber schilt nicht auf Evarist. Er ist ein guter Sohn. Er hat sich stets meiner angenommen. Als du von mir fortgingst, mein Kind, als du deinen Beruf, deinen Laden vertieftest, um mit Herrn von Chassagne zu leben, was wäre da aus mir geworden ohne ihn? Ich wäre in Hunger und Elend gestorben.“

„Rede doch nicht so, Mama. Du weißt wohl Fortuné und ich hätten für dich gesorgt, hätte Evarist dich nicht aufgestachelt, dich von uns abzuwenden. Geh

mir mit deinem Evarist. Er ist keiner guten Tat fähig; wenn er so tat, als ob er für dich sorgte, so geschah das nur, um mich in deinen Augen verächtlich zu machen. Er dich lieben? . . . Ist er denn fähig, einen Menschen zu lieben? Er hat weder Herz noch Geist. Kein Talent, gar keins. Zum Malen gehört ein liebevolleres Gemüt als seines.“

Sie ließ ihre Blicke über die Bilder im Atelier schweifen; sie waren noch in dem gleichen Zustand, in dem sie sie verlassen hatte.

„Das ist keine Seele!“ sagte sie. „Er hat sie auf diese Leinwand gemalt, kalt und finster. Sein Dress mit dem bösen Blick, dem bösen Mund und der Miene eines Gepfählten, das ist er ganz und gar . . . Kurzum, Mama, begreiffst du's denn nicht? Ich kann Fortuné doch nicht im Kerker lassen. Du kennst sie ja, die Jakobiner, die Patrioten, Evarists ganze Sippe. Sie werden ihn köpfen. Mama, liebes Mamachen, ich will nicht, daß er getötet wird. Ich lieb' ihn! Er ist so gut gegen mich und wir haben zusammen so viel durchgemacht. Sieh, dieser Carrick ist von ihm. Ich hatte kein Hemd mehr auf dem Leibe. Ein Freund Fortunés ließ mir einen Kittel und ich war Gehülfe bei einem Limonadenverkäufer in Dover, während er bei einem Freiseur arbeitete. Wir wußten es wohl: nach Frankreich heimkehren, hieß unser Leben aufs Spiel setzen. Doch man fragte uns, ob wir nach Paris gehen und einen wichtigen Auftrag ausführen wollten . . . Wir haben ja gesagt; wir hätten einen Auftrag für den Teufel angenommen. Unsere Reise wurde uns bezahlt und wir kriegten einen Wechselbrief auf einen Pariser Bankier. Wir sandten sein Bureau geschlossen; er ist im Gefängnis und soll guillotiniert werden. Wir hatten keinen roten Heller. Uch unsere Bekannten, an die wir uns hätten wenden können, sind flüchtig oder im Kerker. Keine Tür, an die wir anklopfen konnten. Wir schliefen in einem Stall in der Rue de la Femme sans tete. Ein mitleidiger Stiefelpußer, der mit uns auf dem Stroh schlief, ließ meinem Liebsten einen seiner Kästen, eine Bürste und einen fast leeren Topf mit Wäsche. Seit vierzehn Tagen verdient Fortuné sich seinen und meinen Unterhalt mit Stiefelputzen auf dem Grèveplatz. Doch am Montag ließ ein Mitglied vom Gemeinderat sich von ihm die Stiefel putzen. Es war ein alter Schlächter, dem Fortuné früher mal einen Fußtritt in den Hintern verfehle hatte, weil er falsch abwog. Als Fortuné aufblickte, um seine zwei Sous zu fordern, erkannte ihn der Schuft, nannte ihn einen Aristokraten und drohte, ihn verhaften zu lassen. Das Volk lief zusammen; es waren meist brave Leute, aber ein paar Lumpen darunter schrien: „Tod dem Emigranten!“ und riefen die Gendarmen. In diesem Augenblick brachte ich Fortuné seine Suppe. Ich sah, wie er nach dem Bezirksbause geführt und in der Kirche Saint Jean eingesperrt wurde. Ich verbrachte die Nacht wie ein Hund auf der Kirchenschwelle . . . Heute morgen führten sie ihn . . .“

Julie konnte nicht weiter; ihre Stimme erstickte in Schluchzen. Sie warf ihren Hut zu Boden und kniete vor ihrer Mutter nieder.

„Heute morgen führten sie ihn ins Luxemburg-Gefängnis. Mama, Mama, hilf mir ihn retten; hab' Erbarmen mit deiner Tochter!“

Sie weinte heftig, riß ihren Carrick auf und öffnete ihren Busen, um sich besser als liebendes Mädchen zu erkennen zu geben. Sie ergriff die Hände der Mutter und drückte sie auf ihre beiden wogenden Brüste.

„Mein liebes Kind, meine Julie! Meine Julie!“ seufzte die Witwe Gamelin und preßte ihr tränenreiches Gesicht an die Wangen des jungen Mädchens.

So liebten sie beide eine Weile stumm aneinandergeschmiegt. Die arme Mutter zergüßelte ihr Hirn, wie sie ihrer Tochter helfen konnte und Julie spähte nach den Blicken ihrer tränenüberschwemmten Augen.

„Vielleicht,“ dachte Evarists Mutter, „vielleicht läßt er sich erweichen, wenn ich mit ihm rede. Er ist gut und zartfühlend. Hätte die Politik ihn nicht verhärtet, wäre er nicht ins Fahrwasser der Jakobiner geraten, so zeigte er nicht diese erschreckende Schroffheit, die ich nicht begreife.“

Sie nahm Julies Kopf zwischen ihre Hände.

„Hör' mich an, Kind. Ich will mit Evarist reden. Ich will ihn darauf vorbereiten, dich zu sehen, mit dir zu sprechen. Dein Anblick könnte ihn reizen und ich müßte seine erste Wallung fürchten . . . Und dann kenne ich ihn: dieser Anzug würde ihn verfehlen; er ist streng in allem, was die Sitten und die Schicklichkeit angeht. Ich war selbst etwas überrascht, meine Julie, dich als Mann zu sehen.“

„Ach, Mama, die Emigration und die entsehllichen Zustände im Königreich machen diese falschen Kleider ganz allgemein. Man verkleidet sich, um einen Beruf auszuüben, um nicht erkannt zu werden, um einen Paß oder eine Bescheinigung, die man sich geliehen hat, zu benutzen. In London sah ich den kleinen Giren in Frauenkleidern; Er sah aus wie ein sehr hübsches Mädchen; und du wirst mir zugeben, Mama, solch eine Verkleidung ist anstößiger als meine.“

„Mein armes Kind, vor mir brauchst du dich nicht zu rechtfertigen, weder hierfür noch für sonst was. Ich bin deine Mutter, für mich wirst du stets unschuldig bleiben. Ich will mit Evarist reden, will ihm sagen . . .“

Sie hielt inne. Sie fühlte, was ihr Sohn war, fühlte es, aber wollte es nicht glauben noch wissen.

(Fortsetzung folgt).

Das eiserne Dorf.

Von

S. Franz Anton.

(6)

Bis die Untersuchung im Sande verlief. Man hatte ein Duzend verhaftet, bei Nacht wie die Verbrecher geschlossen auf Lastautos in die Kreisstadt geführt. Nach wenigen Tagen mußte man sie wieder freilassen.

Schließlich griff die Regierung ein. Es mußte Gras wachsen über diese Geschichte. Die Provokation durch die Versammlungsausschüsse war einmal nicht aus der Welt zu leugnen. Und das war der springende Punkt. Allzu viele solcher Interpellationen im Parlamente hielt die bürgerliche Regierung nicht aus.

Die Direktion witterte jetzt ihren Vorteil. Sie wollte nicht nachgeben. Die Staatsbahnen wurden als Vermittler eingeschoben. Die hatten ihren Bedarf zwar schon halb und halb an die Konkurrenz vergeben. Einige Waggons mußte man den Werken aber doch geben. Man mußte ihnen höhere Preise zugestehen als der bisherigen Bezugsquelle. Doch der Regierung galten ein paar hundert Millionen nichts, wenn eine Sache begraben wurde, die so üblen Gestank nachgerade verbreitete . . . * * *

Als Fröschl auf zwei Krücken gestützt, dem Zuge entstieg und durch den halbmeterhoch angewehten Schnee sich vorwärts kämpfte, schrie zum erstenmal wieder die Fabriksirene, die zur Mittagsstunde rief.

Und er mußte die Zähne zusammenbeißen, um nicht in den Sturm hinauszubrüllen. Für ihn rief keine Sirene mehr. Das Rückgrat hatten sie schlecht und recht geleimt, so wie er in den beiden Krücken hing . . .

Einmal war er fast schon Sieger, da schlug ihm das Schicksal auf das eine Bein.

Als er zum zweiten Male das Weib frei schon sah, da knickte es ihm in die Rippen.

Er hatte ein paar Zeilen mit seiner ungelenkten, das Schreiben just nicht gewohnten Hand ihr geschrieben, daß er heute mit dem Zug ankommen werde.

Sie holte ihn nicht einmal ab. Wie aber würde er allein auf den Berg hinaufkommen. Irgend ein unsicheres Gefühl überkam ihn. Wenn sie gar nicht mehr im Orte wäre? Die letzten Wochen hatte ihn niemand besucht, den er hätte fragen können.

Wenn sie nicht mehr hier, wenn sie in der Hauptstadt untergetaucht wäre?

Siedendheiß durchlief es ihn.

Krüppel war er zur Hälfte geworden, ihretwegen.

Mörder war er geworden, ihretwegen.

Und ganz zum Krüppel war er geworden, wohl auch ihretwegen. Dort lag der Teich. Eisüberzogen und schnee- verweht. Wenn er an seinem Grunde läge, die Wirbel ihn in eines der Löcher hineingezogen hätten, aus denen der Teich seinen Zufluß hatte . . . * * *

„Na, gehst du gar nicht heim?“

„Heim? — Dö Ristn räum' i noch ein, freilich geh i dann auch heim.“

„I hätt' schon gmeint, du glaubst, daß bei uns da jetzt Ueberstunden zählt werden.“

„Ah, das weiß i schon, daß i sonst glauben würde, wir verdienten uns zuviel. Aber weißt, gar so reizt's mi auch nicht, wieder aufzukrallen durch den Schnee.“

„Fehlt dir halt's Mandl, was?“

„Ja, das Mandl fehlt mir!“ Verächtlich hatte Mizzi die letzten Worte hingeschleudert. Die Arbeitskollegin wandte sich zum Gehen. Im Magazine wurde es still. Die Glocke der Kontrolluhr, die immer feltener bimmelte, schrillte nur noch einmal.

Mizzi warf die letzten Schlüssel in die Kiste, worauf sie in den Breiterverschlag neben der Kanzlei ging, in dem die Arbeiterinnen ihre Kleider aufzuhängen hatten. Die Defen waren längst erloschen. Es war schon bitter kalt in der weiten Halle geworden.

Als sie die Türe zu dem Verschlag öffnete, fröstelte sie. So würde sie wieder auf den Berg hinaufkriechen durch den Schnee. Und doch mußte sie froh sein, daß sie wieder ihre alte Arbeit gefunden, daß sie sich erhalten konnte. Sie und das Kind. Wie aber würde es werden, wenn sie Beschwerden bekäme, nicht mehr zu arbeiten vermochte. Das Krankengeld war ja viel zu wenig, als daß sie davon leben konnte.

Und wer würde auf den Berg hinauf ihr etwas bringen, wer würde sie pflegen? Im Spital würde man sie nicht so schnell aufnehmen, dort behielt man sie gerade die Woche um die Entbindung herum und hernach stand sie da. Fehlte noch, daß sie in der Fabrik etwas merkten — die Arbeitskolleginnen hatten schon Bemerkungen gemacht, „daß sie ordentlich dick werde jetzt“ — trotzdem sie ein Tuch unter dem Rocke trug, das sie über den Bauch zusammengezogen, so daß ihr manchmal der Atem auszufetzen drohte.

„Sie san aber fleißig! Oder ist das nur, weil S' heut' den ersten Tag arbeiten?“

Mizzi wendete sich um:

„Ah, der Herr Ingenieur! Sie sollten mich doch schon von früher her kennen, daß i immer eine

von die ersten war in der Fabrik und von die letzten aus der Fabrik!“

„Also so ganz sicher bin i net! San S' nicht einmal überhaupt abg'fahren? Wenn i mich nicht irre, wie der Bachler damals fort ist —“

Sie fühlte, wie sich ihr Gesicht verfärbte. Sie machte sich schnell mit ihrer Jacke zu schaffen. In dem einen Aermel war das Futter aufgerissen, sie konnte mit dem Arm nicht rasch genug hinein. Als sie sich aber anstrengte, trat ihre starke Brust hervor und zog die Augen des Mannes an, der vor ihr stand.

„Warten S', ich hilf Ihnen!“

„Aber, Herr Ingenieur!“

Während seine Linke den Sackenträger erfaßte, berührte seine Rechte wie zufällig ihre Brust, die unter dem groben Blusenflanel sich schon mütterlich schwellte.

„Gehn S', Sie haben Zeit, Sie veräumen nichts, kommen S' noch ein Sprügel zu mir in die Kanzlei. Ich hätt' noch mit Ihnen zu reden, wegen — dem Lohn und so. Vielleicht könnten wir Ihnen, wo Sie doch auf sich allein angewiesen sind, etwas draufgeben —“

Sie sah ihn an, ihn, der in seiner Breiterschulterigkeit, die etwas Brutales an sich hatte, vor ihr stand. Sah seine Augen, die verrieten, wie ihr Lohn sich verbessern könnte.

Und wenn sie mit ihm ging. Was konnte ihr schon passieren? Was war ihr ihr Mann gewesen?

Sie ging mit ihm.

Der Hof lag finster da. Fast wäre sie über eine ausgewechselte Rollbahnschiene gestolpert. Der Mann neben ihr fing sie auf. Seine Hand legte sich um ihre Hüfte, griff mit gierigen Fingern in das Fleisch. Sie ließ es wortlos zu.

Die Bruthitze, die der Ofen in der Kanzlei erzeugte, schlug ihnen ins Gesicht, als sie die Betriebskanzlei betreten . . . * * *

Fröschl konnte sich nur mühsam auf seinen Krücken aufrechterhalten. Er lehnte sich an einen Baum vor dem Fabrikstore. Eine Stunde stand er nun schon so und wartete. Der Auhichl, den er im Wirtschaftshaus getroffen, hatte ihm erzählt, daß seine Frau seit heute wieder in die Fabrik ging.

„Du hörst, mir kommt vor, als wenn du dich freuen dürftest —“

Auhichl hatte ein Gelächter bei diesen Worten angeschlagen.

„Wieso?“ hatte er gefragt.

„Na, ich mein' halt, sie wurde jetzt ein wenig dicker als die andern bei de paar Neisch Streikunterstützung wurden san.“

Er wußte genug. Er trank hastig das Viertel aus, das der andere ihm gezahlt hatte . . .

Sie konnte doch zum andern Tore nicht hinaus sein! Sie mußte noch in der Fabrik sich aufhalten. Wenn aber ja, was machte sie da drinnen?

Der quälende Schmerz, den die Kälte in den Beinen ihm verursacht hatte, ließ nach. Er hatte das Gefühl, als ob die Beine nicht mehr zu ihm gehörten; einige Schritte versuchte er, die fleischgewordenen Finger um die Krückenhölzer klammernd.

Die kleine Türe in dem einen Torflügel quetschte. Hastig wandte er sich um. Der jetzt die Fabrik verlief, beachtete ihn nicht, er hatte die Augen geblendet von der großen Bogenlampe, die in der Einfahrt hing. Mit raschen Schritten ging er seiner Wege. Aber nicht schnell genug, als daß nicht Fröschl ihn erkannt hätte.

Der Ingenieur.

Irgend etwas würgte Fröschl in der Kehle. Es war ihm, als ob er etwas Bitteres in den Mund bekommen hätte.

Sie mußte aber doch schon fort sein. Er versuchte sich das einzureden.

Zum zweitenmal knarrte die Seitentüre ganz vornehmlich und zögernd.

Mizzi.

Die Stimme versagte ihm. Er wollte sie rufen. Doch nur hinhumpeln konnte er auf seinen Stöcken.

„Du?“

Aus dem Klange des leise gesprochenen Wortes konnte er nicht entnehmen, ob sie überrascht war von seinem Erscheinen.

„Ja, i bin's. Und du — du kommst jetzt erst aus der Fabrik, gleich nach dem Ingenieur?“

Sie sah alles entdeckt. Aber ihrem Manne gegenüber zu leugnen, wozu?

„Was willst?“

Gleichwohl entschloß sie sich aus einer unbestimmten Empfindung heraus zu ein paar Worten:

„Ist auch aus dem Spital wieder heraus? Ich hätt' mich halt so fortbracht jetzt — Aber wie ich dich seh' mit die Krücken — — Wirst denn noch arbeiten können?“

Er hörte gar nicht auf das, was sie zu ihm sprach. Sie und der Ingenieur. So weit war die Sache!

„Eine solche bist?“

„Was soll denn das heißen, ha?“

„Was das heißen soll?“ Seine Stimme schrie heißer in die stille Winternacht.

„Schrei net so! Es müssen die andern Leut' nicht wissen, was wir zuei haben.“

„So, i d'andern Leut' soll'n nicht wissen! Aber

mir iss's heut' ganz gleich!“ Bei ihm begann der Wein, den der Frost schon niedergerungen, wieder zu wirken.

„Wir werden abrechnen jetzt!“

Langsam. 's könn' sein, daß du bei der Abrechnung schief rauskämst.“

„Sag' ihnen doch, was d'weiß!“ höhnte er. „Sagt vielleicht Beweise?“ setzte er leiser hinzu.

„Da wird's nicht soviel Beweise brauchen, mein' ich.“

„Aber da bist groß im Irrtum. Einmal hab' ich mich unterkriegen lassen, weil ich — weil ich vielleicht gemeint hab', 's könn' noch was gut werden. Heut'? Mehr als wie a Krüppel kann ma nimmer werden. Hab' ich dich aber nicht, sollen dich auch die andern nicht haben!“

Sie richtete sich auf und zischte ihn an:

„Krüppel, was willst denn du? Erhältst du mir das Kind, was i da drinnen hab? Du Krüppel, erhaltst du's? Oder soll i dich vielleicht auch noch erhalten?“

Sie war ihm ganz nahe gekommen bei diesen Worten.

Er erhob die Hand, ließ die eine Krücke los, wollte sie ins Gesicht schlagen. Sie trat zurück, der Schlag ging ins Leere. Aber unter der Wucht verlor er den Halt an der einen Stütze und stürzte in den festgefrorenen Schnee.

Sie lief davon . . . * * *

„Der Fröschl ist wieder da.“

„So. Na und arbeiten? Wird er das wieder können?“

„Gar kein' Red' mehr davon. Der hat a g'nug.“

Einer kam hinzu:

„Hör's, der Nachtwächter hat den Fröschl gestern gefunden. Eh noch vor Torchluss, wie ma sagt. Sunst war a dafrorn. Da Bognerwirt hat ihm mit an haßen Wein noch amal aufgeweckt, sanst war a nübergeschlofen.“

„Wer weiß, ob's nicht eh besser für ihn gewesen wär. Was fangt er denn jetzt an?“

„Die Mizzi geht doch jetzt zu uns in die Fabrik. Eine Suppen kunn' i ihm doch geben. Freilich, auf die Weiber. Wenn i von meiner Alfen einmal abhängen sollt — gratulier!“

„Bleib's Armenhaus.“

„s Armenhaus! Weil die Großkopferten soviel herausgeben, da kann einer derhungern wie er will.“

* * *

Der Zug schnaufte sich in der Februarluft noch einige Male aus, bis er vollends anhielt. Wenige, die bei dieser Haltestelle ausstiegen.

„Serous Bubi! Gib acht, du bleibst ja gleich in der Bindung hängen.“

Schließlich ließ sie sich von ihm auf die Wange küssen. „Mehr ist nicht erlaubt hier in der keuschen Gebirgswelt! lachte sie und streckte ihre Gestalt in dem weißen Sweater.“

Der Ingenieur nahm ihr die Skier ab:

„Du wirst hungrig sein, Mausl nicht?“

Sie stapfte durch den Schnee, der sich an ihre „Göiserer“ klebte, so daß sich nach einigen Duzend Schritten erst immer einige Male fest aufklapfen mußten.

„Ich hab' bei Bogner ein Zimmer für dich bestellt. Ich hoffe, es ist annehmbarer als letztes Jahr. Aber heuer sind wir ja schon in den Zug gekommen ein „Winterkurort“ zu werden.“

Als sie um die Ecke kamen, stießen sie mit einem zusammen, der auf zwei Krücken sich fortbewegte.

„Schon wieder einen Appetit, Herr Ingenieur, einen ganz neuen Appetit?“ kam es höhnisch von den Lippen des Mannes, dessen zerzauster Vollbart wirr im Winde flatterte.

Die Kleine wich erschrocken zurück.

„Was will der Mann, Heinz?“

„Fahren S' ab!“ herrschte der Ingenieur den Krüppel an.

„Abfahren soll i?“ Pflanzte sich dabei mitten auf dem Gehwege auf.

„Sie, gut daß sie kommen, Herr Adjunkt!“ begrüßte der Ingenieur Höltriagl, der eben aus dem Bürgermeisterhofe, gegenüber heraustrat.

„Sonst heiß's gleich wieder, der Ingenieur hat einen Arbeiter angerührt.“

„Gehn S' heim, Fröschl, was wollens denn von den Herrschaften?“ suchte Höltriagl, dem es sehr peinlich war, daß er zu der Szene geraten war, den Krüppel zu begünstigen.

„Schau her. Jetzt seids all zwei gleich da?“

„Wendete sich wieder an die Kleine, die sich halb hinter dem Rücken des Ingenieurs zu verbergen suchte, aus Angst vor dem f emden Manne.“

„Den Herrn Jager kunnst ich Ihnen auch noch empfehlen, Fräuln! — Aber ich geh schon, ich hab mich nur im Kalender geirrt g'habt, mein Tag ist heut noch nicht!“

„Gad den Weg frei und stapfte mit sich selber unverständliche Worte sprechend, die Straße an ihnen vorüber.“

„Was wollte der Mann von Euch? — Entschuldigen Sie, Herr Adjunkt, ich habe Ihnen noch nicht gedankt für Ihren Gruß. — Sagen Sie, was wollte der Mensch von uns, von mir?“

„Ein ehemaliger Arbeiter von uns. Er hat bei einer Balgerei eine Rückgaterletzung und dann durch einen Sturz, wie er sich angehoffen hat, eine Gehirnerschütterung sich zugezogen und seither — er ist im Armenhause — iss's bei ihm nicht recht richtig mehr im Kopfe . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Wie der gläubige Thomas zu einer Wohnung kam.

Im Leitartikel unserer heutigen Nummer besprechen wir den Wohnbauförderungsplan der Regierung. Wir zeigen hier, wie es einem Wohnungslosen gehen kann, wenn er auf die Wohnbauförderung des Bundes seine Hoffnungen aufbaut.



Dezember 1928. Der gläubige Thomas spricht zu seiner Braut: „Herrie, juchhe! Miazl, hiacht kemma schu heiratn! Unsa Obgeurdneta, der fromme Man, hot g'jogt, der Stoot schenkt olten, dös Häusa bau'n, mehr als die Hälfte, wos dös Häusa wert san. Do wird's boid Häusa und Wohnungen gnuu gebn.“



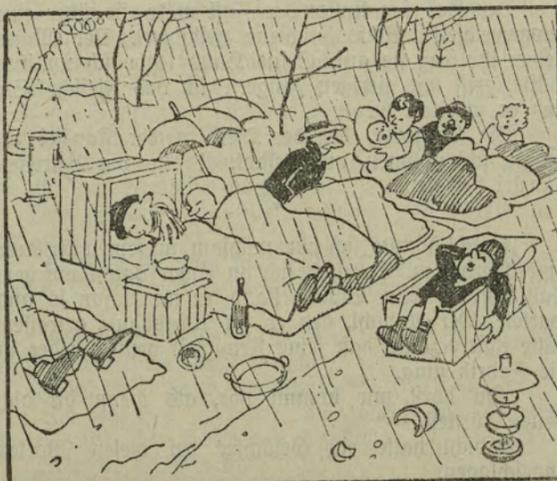
1931. Thomas zu seiner Frau: „Diabs Weiberl, g'duld di no a wengerl! Grod hob i in da Zeitung g'lesn, daß icho Häusa baut wern, auf di da Stoot urndli drauzoit. In an Joar host a Wohnung wie die Stodleit in Wien und unsa Bua haun vom zweiten Stockfensta auf'n Decka auffa schaun.“



1935. Frau Marie zum gläubigen Thomas: „Da host's! Da Vieh-Kaufmann host sei Stockhaus jertn, oda eiziang kemma net, weil i und du net dös vadeanan, wos da Zins kost. I mecht nua wißn, zu wos da Vieh-Kaufman vom Stoot so vü Gdd fia sei Haus kriagt bot?“



1951. Thomas: „Mocht nir, Kinda, heirat's nua! Mia habn's a reskiert und habn ka Wohnung g'habt. Wenn ma uns a jekt no ka Wohnung leßn kennan, da Pforra hot g'jogt, wann d'Kausherrn gnuu Häusa habn, die eana net viel kost habn, wean i' mit'n Zins scho oba gehn.“



1963. Der Enkel zu seinen Eltern: „Regna tual's und da leichtgläubige Thomas schnarcht mit da Großmuatta, als wie wann i' in an Saton liagat'n. Wahrscheinli trammn i' von ana reich'n Wohnung! Jehn leere Wohnungen san do drüben und wir hau'n wie Zigeina!“



1985. Thomas im Familienrat: „Schimpfts nimma, Kinder! Unsa Zil is erreicht. I hob im Vieh-Haus a Kabinett für uns olli aufgnuma. Wenn ma olli g'hund bleibn und imma Arbeit habn, dann wern ma den Zins dafür scho aufbringa.“

Weihnachtspreisträffel Nr. 13 (Koupon am Kopfe unseres Blattes)

Bedeutung der Wörter:

Wagrecht: 2. Gegenteil von ohne. 4. Bestimmter Artikel. 8. Titel der arabischen Statthalter. 10. Bejahung. 12. Weiblicher Vorname, auch Farbe. 14. Sellen. 15. Ungarischer Männername. 17. Zeichen. 18. Abkürzung für Atom. 19. Stücklohn. 21. Abkürzung für „forte“ (stark). 22. Metallisches Element. 24. Initialen des Physikers Ernst Mach (1838-1916). 25. Auf Bäumen lebendes Säugetier. 27. Internationaler Silberzug von Schiffen in Seenot. 28. Gebirgszug (Grenze zwischen Europa und Asien). 30. Persönliches Fürwort (Wemfall). 31. Flächenmaß. 32. Persönliches Fürwort. 34. Vertrag zur Vergütung zukünftiger möglicher Schäden.

Senkrecht: 1. Gegenteil von hinein. 2. Persönliches Fürwort (Wemfall). 3. Initialen der Juliette Recamier (1777-1849). 5. Persönliches Fürwort. 6. Europäische Hauptstadt. 7. Schmetterling. 9. Seemann. 10. Bienezüchter. 11. angenehmer Geruch mancher Stoffe. 13. Gemeine rote Lederhose. 15. Initialen des berühmten deutschen Philosophen Immanuel Kant (1724-1804). 16. Persönliches Fürwort. 19. Vorwort. 20. Antwort auf die Frage wo? 23. Spielkarte. 26. Initialen des Malers Franz Defregger (1835-1921). 28. Schweizerischer Kanton. 29. Die vom Wind abgekehrte Seite eines Schiffes. 31. 23 senkrecht. 33. Chemisches Zeichen für Strontium.

Die eingerahmten Teile ergeben eine wichtige sozialpolitische Forderung, deren Erfüllung von der Regierung in gewissem Maße verschleppt wird.

Die Bedingungen für den Kreuzworträffelwettbewerb sind in Nr. 27 der Beilage enthalten.

1	H	2	M	3	T	4	D	5	E	6	R	7	F
8	E	9	M	10	I	11	A	12	R	13	O	14	S
14	R	15	A	16	R	17	M	18	B	19	E	20	L
18	A	19	T	20	K	21	K	22	O	23	T	24	F
22	U	23	R	24	A	25	N	26	E	27	M	28	F
27	Z	28	O	29	S	30	R	31	A	32	R	33	A
34	V	35	E	36	R	37	S	38	I	39	C	40	H

Dr. D. St.

„Zur“ dringenden Beachtung!

Viele Rätsellöser senden jedes Rätsel separat auf einer Karte ein. Dies ist nicht notwendig. Die Lösungen des Monatspreisträffels sind gesammelt auf einer Karte mit den vier aufgeklebten Koupons nach Beendigung der Rätselserie einzusenden. Nicht notwendig ist es fernerhin, die Bedeutung der einzelnen Worte abzuschreiben. Es genügt der Satz, der sich jeweils aus den eingerahmten Teilen ergibt.

KINDERPREISRÄTSEL NR. 11

Das große Kinderweihnachtspreisträffel umfasst 4 Wochenrätsel mit den Nummern 10, 11, 12, 13. Die Rätselausführungen der einzelnen sind nach Erscheinen des Räffels Nummer 13 gemeinsam auf einem Blatt Papier mit den aufgeklebten Kinderpreisträffelkoupons 10-13 vom Kopfe des Blattes unter Kuvertverschluss bis längstens 8. Jänner 1929 an die Räffelredaktion einzusenden.

1. bis 10. Preis je 1 Karton feinste Dessertbäckerei.

11. bis 20. Preis je eine Anweisung auf 5 Besuche zu den Kindervorstellungen, im Reithallenkino St. Pölten (unentgeltlich beigelegt von Herrn Direktor August Fischer, Inhaber des Reithallenkino in St. Pölten.)

20. bis 25. Preis je eine Anweisung auf 5 Besuche im Weltpanorama St. Pölten, beigelegt von Herrn Anton Holzacker Sankt Pölten.

RÄTSEL.

Man läßt ihn sprechen,
Man läßt ihn stehen,
Er ist ein Vogel
Und ein Gebreden.

Redeb Blüten aus dem allen deutschen Reichstag.

Nachdruck verboten.

Es wird bei uns Deutschen mit wenig so viel Zeit totgeschlagen, wie mit dem Biertrinken.

Fürst Bismarck, 28. März 1881.

Gewöhnlich ist der Zustand der Trunkenheit ein unverschuldeter; er beruht auf einer besonderen Stimmung, auf Ueberschätzung der eigenen Kraft, erkannt sogar in dem Gefühl eines sehr aner kennenswerten Patriotismus wurzeln.

Abg. Träger, 5. April 1881.

Meine Herren, ich meine, wir hätten im Deutschen Reich schon mehr als hinreichende Gelegenheit, eingesperrt zu werden.

Abg. Dr. Reichensperger, 6. März 1874.

Meine Herren, irgend ein geistvoller Mann hat einmal gesagt, die verständigen Leute in Deutschland seien sehr verständig, aber die Dummheit in Deutschland sei auch sehr dumm.

Abg. Dr. Wehrenpennig, 17. April 1871.

Sie werden mir wohl zugeben, daß, wenn ein Arbeiter infolge einer Verletzung nach vierzehn Tagen stirbt, er dies nicht aus Simulation tut.

Abg. Eysoldt, 1. Juni 1881.